SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

UB Chemnitz 000 000 016 437

22745

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

AUS LEIPZIGS KULTURGESCHICHTE

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Dr. Friedrich Schulze
Aufn. von 1941

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

AUS LEIPZIGS KULTURGESCHICHTE

Beiträge von

Dr. Friedrich Schulze

1956

VEB BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT

LEIPZIG

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

LEIPZIGER STADTGESCHICHTLICHE FORSCHUNGEN
im Auftrage des Stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig
herausgegeben von Dr. Heinz Füßler

BAND 5

Stiftung
Land Sachsen

Technische Universität
Chemnitz
Universitätsbibliothek

ZB / LS: 0943730.

Schutzumschlag und Einband von Lotte Schumann, Leipzig
Verlagslizenz 433 130/1/56

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

INHALT

Dr. Füßler, Zum goldenen Doktorjubiläum von Dr. Friedrich Schulze ... 7

LEIPZIG IM MITTELALTER

Stadtwerdung ... 13
Erwachendes Geistesleben ... 16
Die hohe Schule ... 20
Bürgerkultur ... 27
Die Stadt am Ausgang des Mittelalters ... 32

LEIPZIG IM ZEITALTER DER REFORMATION

Buchdruckerkunst und Humanismus ... 41
Der Kampf um das neue Bekenntnis ... 45
Die Umgestaltung der Universität ... 52
Die Künste ... 57
Veränderter Alltag ... 67
Schwerer Übergang ... 70

LEIPZIG IM ZEITALTER DES BAROCK UND DER AUFKLÄRUNG

Beschwingteres Leipzig ... 71
Weltbildung und Universität ... 78
Literatur ... 83
Theater und Musik ... 91
Bildende Kunst ... 99
Leipzigs wachsender Ruhm ... 105

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

ZUM GOLDENEN DOKTORJUBILÄUM
VON
DR. FRIEDRICH SCHULZE

Am 9. Mai 1954 feierte Dr. Friedrich Schulze, der langjährige Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums und bekannte Erforscher der Stadtgeschichte, sein goldenes Doktorjubiläum. Dieses seltene Fest soll für uns der Anlaß sein, ihn im Rahmen der „Leipziger Stadtgeschichtlichen Forschungen" durch eine originale Veröffentlichung zu ehren.

Zu seinem 60. Geburtstage erschien 1941 ein Sonderheft in den „Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs", verfaßt von Dr. Bernhard Lange. Neben biographischen Einzelheiten wird darin auch der stattlichen Reihe seiner Buchveröffentlichungen und einer imponierenden Zahl von wissenschaftlichen Aufsätzen gedacht. Unter Verwendung dieses Sonderheftes sei folgendes hervorgehoben:

Dr. Friedrich Schulze wurde 1881 in Weimar als Sohn eines Bäckermeisters geboren und verbrachte seine Jugend nach dem Umzug seiner Eltern in Naumburg a. d. Saale. Dort besuchte er die Domschule, ein humanistisches Gymnasium (das 1930 sein 900jähriges Bestehen feierte). Naumburg mit seinem ehrwürdigen Dom und seinen berühmten Stifterfiguren weckte früh bei ihm historische und kunstgeschichtliche Interessen. Er wollte zunächst deutsche und klassische Philologie studieren. An den Universitäten Leipzig, Jena und abschließend wieder Leipzig konzentrierte er sich später neben Germanistik auf Geschichte. Professor Köster regte ihn besonders zur Beschäftigung mit der neueren deutschen Literatur an. Dem jungen Studenten lag seiner ganzen Einstellung nach nichts daran, sich einer Korporation mit den dort herrschenden Trink- und Fechtsitten anzuschließen. Er wurde in Leipzig ein führendes Mitglied der nichtkorporierten Freistudenten. Im Jahre 1904 promovierte er zum Dr. phil. über „Die Gräfin Dolores, Beitrag zur Geschichte des deutschen Geisteslebens im Zeitalter der Romantik"; dabei waren die Professoren Albert Köster und Johannes Volkelt seine Referenten. Von 1904 bis 1906 war er im höheren Schuldienst in Leipzig, dann wurde er Verlagsredakteur, zunächst beim Verlag Voigtländer, später bei B. G. Teubner (bis 1911). Die internen Verlagserfahrungen haben später reiche Früchte in seinem literarischen Schaffen getragen, besonders auch insofern, als er hierbei erkannte, daß durch Verwendung zeitgenössischen Bildmaterials die Buchausstattung wesentlich verbessert werden kann.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Nicht lange war Dr. Schulze freier Schriftsteller; bald übernahm er den Dienst im Stadtgeschichtlichen Museum. 27 Jahre lang (von 1918 bis 1945) war er Direktor des Museums. Heute lebt er als 74jähriger im wohlverdienten Ruhestand in Halle a. d. Saale.

Der Schriftsteller

Im folgenden sollen nur die wichtigsten Bücher von Dr. Schulze genannt werden. Sie lassen sich thematisch in drei Gruppen gliedern: Werke zur allgemeinen deutschen Kulturgeschichte, über die Zeit der Befreiungskriege von 1813 und zur Leipziger Stadtgeschichte. Sein erstes Buch war die schon erwähnte Dissertation „Die Gräfin Dolores", von dem anspruchsvollen Professor A. Köster in seinen „Probefahrten", Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig, veröffentlicht. Dr. Schulze widmete sich zunächst allgemeineren kulturgeschichtlichen Problemen. Hierbei ist besonders hervorzuheben „Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (zusammen mit Dr. Paul Ssymank, 1910); darin behandelte Dr. Schulze die Zeit von 1350 bis 1750 und veröffentlichte dabei gelungene Übersetzungen alter Studentenlieder. Im Zuge dieser Forschungen wurde später an der Universität Würzburg ein wissenschaftliches Institut für Studentengeschichte eröffnet. In Voigtländers Quellenbüchern erschien als Band 1 „Die ersten deutschen Eisenbahnen Nürnberg-Fürth und Leipzig-Dresden" (1912). Nachdem Dr. Schulze mehrere Jahre als Verlagsredakteur tätig gewesen war, veröffentlichte er im Auftrag des Börsenvereins der deutschen Buchhändler zu dessen Jahrhundertfeier im Jahre 1925 das umfassende Werk „Der deutsche Buchhandel und die geistigen Strömungen der letzten hundert Jahre". Es handelt sich dabei um ein Standardwerk, das u. a. auch die Abbildungen der bedeutendsten Buchhändler bringt. Aus der Verlagsmitarbeit gingen noch hervor die sehr reich ausgestattete Verlagsgeschichte „B. G. Teubner, 1811 bis 1911, Geschichte der Firma" (1911) und „Geschichte der Familie Ackermann (1560 bis 1912)", in deren Besitz sich die Firma B. G. Teubner befand. „Wandlungen des Leipziger Buchgeschmacks in den letzten hundert Jahren" (für die Gesellschaft der Bibliophilen 1926 gedruckt) und „Deutsche Bibeln vom ältesten Bibeldruck bis zur Lutherbibel" (1934), in Meyers bunten Bändchen erschienen, behandelten Spezialthemen.

In Verbindung mit der Jahrhundertfeier der Völkerschlacht bei Leipzig und aus der Kenntnis der reichhaltigen Spezialsammlung des Stadtgeschichtlichen Museums heraus schrieb Dr. Schulze zahlreiche Werke über die Befreiungskriege. Dabei wird weniger das Militärhistorische als die Kulturgeschichte des ganzen Zeitalters dargestellt. Diese Arbeiten machten ihn zu einem der bedeutendsten Kulturhistoriker dieser Zeit. Hinzu kommt, daß er auf eine hervorragende Ausstattung dieser Veröffentlichungen — mit farbigen und Faksimilewiedergaben — bedacht war, wobei er die reichen Möglichkeiten nutzte, die sich damals in der Buchherstellung boten. Es sind zu nennen die beiden umfangreichen Bände „Die Franzosenzeit in deutschen Landen 1806 bis 1815, in Wort und Bild der Mitlebenden, 1. Band, 1806 bis 1812" mit 162 Textbildern, 14 Einschaltbildern, 20 farbigen Tafeln, 15 farbigen Karten und 10 Faksimiledrucken (R. Voigtländers Verlag Leipzig 1908) und „1813 bis 1815 / Die

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

deutschen Befreiungskriege in zeitgenössischer Schilderung", mit 79 Abbildungen auf 67 Einschalttafeln, 14 farbigen Bildern und vier farbigen Karten (R. Voigtländers Verlag Leipzig 1912). Die „Urkunden der deutschen Erhebung" (1913) bringen in Faksimiledrucken alle wichtigen Erlasse und Druckschriften jener Zeit und sind besonders für Ausstellungszwecke von großem Wert. Dazu kommen als weitere Veröffentlichungen: „Ausgewählte Briefe und Reden Blüchers" (1912), „Napoleons Briefe" (1912), „Das Bilderbuch der Freiheitskriege" (1913), „Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen" (1913), „Weimars Kriegsdrangsale 1806 bis 1814" (als Inselbüchlein Nr. 162 erschienen), „C. v. Clausewitz, ‚Vom Kriege', eine Auswahl" (1915), „Die deutsche Napoleon-Karikatur, eine Auswahl und Würdigung der bezeichnendsten Blätter" (1916), „Die Völkerschlacht und ihr Ehrenmal" (1937). An dem Band „Die Freiheitskriege in Bildern, eine zeitgenössische Bilderschau der Kriegsjahre 1806 bis 1815, zur Erinnerung an die hundertjährige Wiederkehr der Völkerschlacht bei Leipzig, herausgegeben vom Verein für die Geschichte Leipzigs", hat er auch bei den Textbeiträgen maßgeblich mitgearbeitet.

Die letzte Gruppe der Bücher zeigt Dr. Schulze stärker als Stadthistoriker. Diese Reihe beginnt mit dem Privatdruck „Zur Erinnerung an Albrecht Kurzwelly" (1917), gewidmet dem früh verstorbenen ersten Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums. Im gleichen Jahr erschien einer seiner gewichtigsten Beiträge zur Stadtgeschichte, „Hundert Jahre Leipziger Stadttheater" (Breitkopf & Härtel, Leipzig). Mit der eingehenden Schilderung der verschiedenen Direktionsperioden und genauen Analyse der Spielpläne ist dieses Werk für die deutsche Theatergeschichte von Bedeutung. Dann folgten zwei einführende Werke über das Stadtgeschichtliche Museum in Leipzig (1922 und 1923); kleinere Veröffentlichungen — auch in Form von Bildbänden — behandeln besondere Themen der Stadtgeschichte. Die wichtigsten sind: „Die Entstehung des Leipziger Kunstvereins" (1923); „Alt-Leipzig, ein Führer zu den baugeschichtlichen Resten der Stadt" (1927), in mehreren Auflagen erschienen; „Friedrich List in Leipzig" (in der Schriftenreihe des Rats-Verkehrsamtes, 1927); „Sechzig Jahre Neues Theater Leipzig" (1928); „Breitenfeld, zur Erinnerung an den Sieg Gustav Adolfs 1631" (mit Otto Lerche), mit zahlreichen Abbildungen (1931); „Leipzig, ein Überblick über seine geschichtliche und kulturelle Entwicklung in Bildern" (Meyers Bildbänddchen, Bibliographisches Institut, 1937), und als letzte Publikation führt die Arbeit „Adam Friedrich Oeser und die Gründung der Leipziger Akademie" (1940 für die Gesellschaft der Bibliophilen gedruckt) noch einmal zu einem Höhepunkt des Leipziger Kulturlebens. Erwähnt man dazu noch die in der Bibliographie von 1941 auf vier Druckseiten zusammengestellten Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften, die gedruckten Ausstellungsführer und die Sammelwerke, an denen Dr. Schulze mitarbeitete und die er herausgab, so erhält man den überzeugenden Beweis einer unermüdlichen schriftstellerischen Arbeit.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Am nachhaltigsten wirkte Dr. Schulze für die Stadt Leipzig als Leiter des Stadtgeschichtlichen Museums. Es war ein denkwürdiger Beschluß für Leipzig, als die alte Pleißenburg abgebrochen und dort das Neue Rathaus aufgebaut wurde. Damit wurde das Alte Rathaus frei für eine andere Verwendung. In den Jahren 1906 bis 1909 wurde das berühmte Renaissancebauwerk Lotters unter Beibehaltung seiner äußeren Architektur im Innern erneuert und für das geplante Stadtgeschichtliche Museum eingerichtet. Dazu stellte der Verein für die Geschichte Leipzigs seine Sammlungen zur Verfügung. Professor Albrecht Kurzwelly, der erste Direktor des Museums, bestimmte maßgeblich dessen Aufbau in den zwei Etagen des Alten Rathauses. Die dem Museum auch von anderen städtischen Stellen zuströmenden Kunst- und Kulturschätze, Schenkungen und Ankäufe wurden zunächst in den bestehenden historischen Räumen des ersten Stockwerkes untergebracht (Eröffnung im Dezember 1911). Der weitere Aufbau des Museums in der zweiten Etage zog sich, durch auftretende Schwierigkeiten im ersten Weltkrieg verzögert, bis zum Jahre 1916 hin. Zur Unterstützung von Prof. Kurzwelly war Dr. Schulze seit dem Jahre 1913 zunächst als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter, seit 1915 als Direktorialassistent am Stadtgeschichtlichen Museum tätig. Kurz nach der Eröffnung des Museums starb Prof. Kurzwelly. Dr. Schulze, als der gegebene Nachfolger, wurde am 1. März 1918 Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums. Der von Prof. Kurzwelly entworfene Grundplan des Museumsaufbaus folgte den Gegebenheiten des historischen Gebäudes. Unter bewußtem Verzicht auf die chronologische Vereinssammlung sollte nach Prof. Kurzwellys Plänen Leipzigs vielfältige Bedeutung in bestimmten Themengruppen hervortreten: seine wirtschaftliche Kultur, die Völkerschlacht, die Musik, das kommunale und soziale Leben, die bürgerliche private Kultur. Die Sammlungen wurden also nach Sachgebieten aufgestellt, wie das auch in ähnlichen Museen der damaligen Zeit – etwa in Otto Lauffers Museum für Hamburgische Geschichte – geschah. Dr. Schulzes wichtigste museale Maßnahme war eine Umgruppierung in der zweiten Etage. Da jede räumliche Ausdehnungsmöglichkeit fehlte und die inzwischen überfüllten Sammlungen auf das Wesentliche beschränkt werden mußten, wurden in der zweiten Etage drei schöne Eingangsräume geschaffen, in denen die besten historischen Möbel des Museums die Leipziger Bürgerkultur von 1750 bis 1850 repräsentierten (Barockraum mit einer originalen Decke aus einem alten Bürgerhaus, Rokokoraum mit gemalten Wandtapeten, die einst dem Repräsentationsraum in Kochs Hof angehörten, dazu ein Biedermeierzimmer aus Schloß Schönefeld). Leider sind diese sehr wertvollen Zimmereinrichtungen bei der Auslagerung verlorengegangen. In zahlreichen Kojen wurden folgende für die Leipziger Geschichte wichtige Sachgebiete dargeboten: revolutionäre Bewegung 1830 bis 1849; Verkehr, Handel und Messe; Leipziger Innungen; Buchdruck und Buchhandel; kommunale Einrichtungen, Kriegsereignisse (besonders die der Völkerschlacht); Musik (mit Richard-Wagner-Raum), Theater und Literatur. In geschlossenen Gruppen wurde das reiche kulturgeschichtliche Material ausgebreitet; als Ideal galt, Klarheit der Gliederung mit Augenfälligkeit zu verbinden.

Gegen den Willen von Dr. Schulze wurden im zweiten Weltkrieg die Bestände des Museums ausgelagert. Sie wurden auf mehrere Orte (Nischwitz, Schönwölkau, Kössern

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

und Frohburg) verteilt. Leider sind dort besonders in der Plastiksammlung und bei ausgelagerten historischen Möbeln erhebliche Verluste eingetreten; dagegen konnten die im Keller des Museums gestapelten Gegenstände gerettet werden.

Nach dem durch den schweren britischen Luftangriff vom 4. Dezember 1943 verursachten Brand des Alten Rathauses schien die Lebensarbeit Dr. Schulzes gefährdet. Aber Leipzig lebte weiter! Das erste Gebäude, das wieder aufgebaut wurde, war das Alte Rathaus. Zur Zeit sind die historischen Räume der ersten Etage mit den Kunstsammlungen ständig geöffnet. In den vorzüglich wiederhergestellten Ausstellungsräumen wird die Stadtgeschichte von der Stadtgründung bis zur Gegenwart systematisch dargestellt werden. Unter Betonung der Hauptepochen soll die besondere kulturgeschichtliche Bedeutung Leipzigs deutlich werden. Deshalb ist eine Neuordnung geplant, die stärker die historische Entwicklung der Stadt im Zusammenhang mit der Geschichte des deutschen Volkes betonen wird.

Dr. Schulze hat immer versucht, ein mit dem Leben verbundenes Museum zu entwickeln, das den Aufgaben der Gegenwart aufgeschlossen gegenüberstand. Diesem Ziel dienten zahlreiche Sonderausstellungen. In über 150 Ausstellungen bis in den zweiten Weltkrieg hinein wurde das reiche kulturgeschichtliche Material der Volksbildung nutzbar gemacht. Besonders die folgenden Sonderausstellungen fanden weit über Leipzig hinaus hohe Anerkennung: „Volkskundliche Ausstellung", „Leipziger Buchgeschmack", „Die Thomaskantoren", „Leipziger Schreibmeister und Schriftenmaler", „Leipziger Familiengraphik", „Seume-Sammlung Oskar Planer", „Leipzig – die Musikstadt" (in den Räumen des Kunstvereins) und „Leipziger Druckkunst" (zum Gutenberg-Jubiläum 1940).

Die Museumsarbeit erschöpft sich jedoch nicht im Ausbau der ständigen Ausstellungen oder in Sonderausstellungen, sondern zu ihr gehört als wichtigste – vom Publikum nicht gesehene – Arbeit die laufende Ordnung der Bestände und der Neueingänge. Dr. Schulze konnte in seiner Amtszeit vier wertvolle Sammlungen als Schenkungen für das Stadtgeschichtliche Museum erwerben: die Sammlung des Antiquars Georg Müller (Erinnerungen an das gastliche Haus des Goethe-Freundes Wilhelm Gerhard mit einer einzigartigen Kollektion von Stichen Geißlers, des Illustrators der Völkerschlacht); die kostbare Münzen- und Medaillensammlung von William Davignon; die Richard-Wagner-Sammlung Hagedorn aus Hamburg und die Ayrersche Silhouettensammlung aus dem Besitz des früheren Direktors der Stadtbibliothek Dr. Ernst Kroker. Als wichtige Erwerbungen verdienen weiter hervorgehoben zu werden die Theatersammlung von Paul Cichorius (Bildnisse Leipziger Bühnenkünstler), die Sammlung Näbe (Leipziger Bodenfunde) und Ankäufe aus der Lipsiensiensammlung Stöpel (Porzellan und Bilder). Die Autographenbestände wurden vermehrt durch den Klinger-Asenjeff-Briefwechsel, durch die Nachlässe der La Mara und der Familie Rust.

Dr. Schulze hat sich auch für die mitteldeutschen Heimatmuseen eingesetzt. 1920 entstand die Vereinigung Mitteldeutscher Ortsmuseen, die er bis zu der im Jahre 1937 erfolgten Auflösung leitete. Diese ersten Maßnahmen zur Zusammenfassung der Heimatmuseen sind 1954 in der Deutschen Demokratischen Republik tatkräftig wiederaufgenommen worden. Durch die Fachstelle für Heimatmuseen in Halle mit der Fachschule in Köthen und durch die Sonderabteilung für Heimatmuseen beim Ministerium

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

für Kultur wird jetzt die Arbeit der Heimatmuseen gefördert. Es wurden dazu Museumspflegschaften gebildet; so betreut das Stadtgeschichtliche Museum die Heimatmuseen des Kreises Leipzig. Hervorgehoben zu werden verdient auch die Tätigkeit Dr. Schulzes im Verein für die Geschichte Leipzigs, in dem er als erster Vorsteher und als Herausgeber der Vereinsschriften fungierte.

Der Herausgeber und Amtsnachfolger Dr. Schulzes sieht es als einen großen Vorzug an, die „Beiträge zur Kulturgeschichte Leipzigs" von Dr. Fr. Schulze im Rahmen der „Leipziger Stadtgeschichtlichen Forschungen" herausgeben zu können. Es handelt sich dabei nicht um eine abgeschlossene Kulturgeschichte Leipzigs bis zur Gegenwart; ein solches Werk würde thematisch auch unsere stadtgeschichtliche Schriftenreihe sprengen. Die „Beiträge" zeigen die kulturgeschichtliche Entwicklung Leipzigs von seinen Anfängen im Mittelalter bis zu seiner stolzen Höhe im Zeitalter der Aufklärung und der Vorklassik, als Leipzig im 18. Jahrhundert jahrzehntelang kultureller Mittelpunkt Deutschlands war. In der Darstellung wird der Standpunkt eines klug abwägenden liberalen Protestanten spürbar. In kritischer Würdigung der großen Entwicklung werden ohne jede lokale Überschätzung die kulturhistorischen Ereignisse in der Stadt mit der Entwicklung in Deutschland verbunden. Dr. Schulzes reiches Einzelwissen, in fleißiger Gelehrtenarbeit erworben, verdient, für die Freunde der Stadtgeschichte und besonders für die Jugend festgehalten zu werden.

Jüngeren Forschern bleibt die Aufgabe, die Kulturgeschichte Leipzigs im 19. und 20. Jahrhundert darzustellen. Im 19. Jahrhundert erschien als geschichtsbildende Kraft die Arbeiterklasse auf dem Plan. Leipzig spielte dabei in Deutschland eine hervorragende, in ihren Anfängen sogar eine führende Rolle. Unter den neuen gesellschaftlichen Verhältnissen wird sich in Verbindung mit dem Wiederaufbau der Stadt ein neues Kulturleben entwickeln.

Der vorliegende Band schließt sich an die Darstellung der Leipziger Bautradition an, der unter diesem Titel der 4. Band der Leipziger Stadtgeschichtlichen Forschungen gewidmet wurde.

Wir veröffentlichen in Würdigung der großen Verdienste Dr. Friedrich Schulzes für das Stadtgeschichtliche Museum und seiner fünfzigjährigen wissenschaftlichen Arbeit für die Stadtgeschichte diese Beiträge mit den besten Wünschen für seinen Lebensabend.

Leipzig, am 9. März 1955

Dr. Heinz Füßler

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

LEIPZIG IM MITTELALTER

Stadtwerdung

Leipzigs Stadtwerdung, die sich in längerem Zeitraum schrittweise vollzog, begann in einem wichtigen Abschnitt deutscher Geschichte. Mit Eintritt des 12. Jahrhunderts hatte die Urbarmachung ausgedehnter Marschen an der Ostseeküste eingesetzt: die Mehrung nutzbaren Bodens erwählte sich der eben gestiftete Zisterzienserorden zur wichtigen Aufgabe, und solche Maßnahmen planmäßiger Besiedlung wurden durch das schnelle Anwachsen der Bevölkerungsmenge vorwärtsgetrieben, das auch für die Errichtung zahlreicher Städte eine feste Grundlage bot.

Man kann geradezu von einem Gründungsfieber der Jahrhundertmitte sprechen. Die Kaufmannssiedlung Lübeck gehört diesem Zeitpunkt an; ebenso München, das sein Dasein dem Befehl Heinrichs des Löwen verdankte. Hinter dem Norden und Süden konnte das mitteldeutsche Gebiet nicht zurückbleiben, in dem Askanier und Wettiner mit einem geistlichen Herrn von ungewöhnlichem Ehrgeiz, dem Erzbischof Wichmann von Magdeburg, wetteiferten. Taucha und Jüterbog waren Wichmanns vorgeschobene Posten, und wie der Thüringer Landgraf Ludwig der Eiserne in Gotha sich einen Stützpunkt gegen das mainzische Erfurt schuf, so brauchte der Wettiner Otto der Reiche, Schwiegersohn Albrechts des Bären, einen Eckpfeiler seiner Lande gegen den vordringenden Magdeburger Einfluß und gründete um 1160 die Stadt Leipzig.

Er wandte damit seine Aufmerksamkeit einer Stätte zu, der man schon vorher eine gewisse Bedeutung nicht absprechen konnte. Nach der neuesten Stadtkernforschung (s. Band 1 und 4 der Leipziger Stadtgeschichtlichen Forschungen) bestanden auf der Matthäi-Kirchhof-Höhe seit bandkeramischer Zeit (vor 5000 Jahren) Siedlungsstätten. Im späteren Weichbild der Stadt sind alte Siedlungskerne erkennbar. Verschiedene Namen erweisen die frühere slawische Besiedlung. Schon vor der eigentlichen Stadtgründung sicherte die Alte Burg Lipzk (auf der Matthäi-Kirchhof-Höhe) einen regen Markt- und Handelsverkehr. 1015 ist die Burg Leipzig (urbs Libzi) durch Thietmar von Merseburg erstmalig urkundlich bezeugt. Jetzt wurde Leipzig, unter Festlegung seiner Weichbildgrenzen, eigener Gerichts- und Verwaltungsbezirk: es erhielt Stadtrecht; die Bestimmungen des Halle-Magdeburgischen Rechts sollten gelten; sein Markthandel wurde geschützt und die planmäßige Besiedlung von Grund und Boden eingeleitet.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Die Lebensmittelversorgung der jungen Stadt wurde durch ein besonderes Privileg gesichert, das 27 innerhalb der Bannmeile gelegenen Dörfern zollfreie Einfuhr nach Leipzig gewährte. Damit war auf engerem Wirtschaftsgebiet eine Verbundenheit von Stadt und Land hergestellt, die ihren Wert behalten sollte.

Von wirklicher Einheit war freilich das Leipzig der Frühzeit weit entfernt. Auf dem späteren Stadtgebiet gab es vielmehr die verschiedensten Zuständigkeiten. Selbst die Stadtherrschaft blieb strittig. Seit 1285 war die Landeshoheit des Merseburger Bischofs durch ein kaiserliches Privileg gefestigt, dessen listenreiche Vorgeschichte kürzlich Felix Günther klargestellt hat. Die Buntscheckigkeit der Bestandteile, deren wichtigster die Altmarktsiedlung von 1160 und, von ihr durch die Reichsstraße getrennt, die zum markgräflichen Allodialgut gehörende Neumarktsiedlung bildeten, konnte nur in langem Verschmelzungsprozeß verschwinden.

In dessen Verlauf hatte bereits Ottos zweiter Sohn, Dietrich der Bedrängte, mit harter Hand eingegriffen.

Dietrich, der erst im Schatten seines älteren Bruders, Albrechts des Stolzen, stand, dann durch Reichsgewalt sein Lehen verlor und in die Fremde ging, bis ihm der Tod Heinrichs VI. endlich die Wiederbesitznahme ermöglichte, strebte, um sich in seinen Landen dauernd zu halten, nach der Herrschaft über die Städte. Wie die letzten Staufer ihre Zwingburgen in Apulien anlegten: in Trani, Brindisi, Bari und an anderen wichtigen Punkten, so schwebte Dietrich (nach Kötzschkes treffendem Ausdruck) die „enge Verbindung von markgräflicher Burg und Bürgersiedlung" vor. In Freiberg wie in Leipzig verfuhr er nach solchem Plan; durch Gründung von Groitzsch suchte er den Widerstand des Pegauer Abtes zu brechen, und die Befestigung Merseburgs durch Bischof Ekkehard erregte seinen Argwohn. Am rücksichtslosesten rechnete er mit Leipzig ab: nachdem ihm die Stadt eben die Bestätigung alter Rechte und neue Freiheiten abgetrotzt hatte, beugte er 1216 jeder neuen Erhebung durch Errichtung von drei Zwingburgen vor. Was dem gewaltigeren Manne, Heinrich dem Löwen, mit Bremen mißglückt war: die Einfügung in sein Gebiet, gelang dem gewiß kleineren Territorialpolitiker hier für alle Dauer. Und so wenig Freunde dieser Gewaltstreich Dietrich werben wird, in größerem Zusammenhang gesehen ist eine solche Lösung notwendig gewesen; denn welche Bedeutung hat die Reichsstadt Chemnitz erlangt, die schließlich froh sein mußte, in wettinischen Schutz unterzuschlüpfen? Der freien Stadt wäre das schwere Los kaum erspart geblieben, das Friedrich der Eiserne Berlin-Kölln und der Magdeburger Erzbischof 1478 Halle bereiteten. Denn die Zukunft gehörte dem Territorialstaat.

Einen ebenso wichtigen Schritt nach vorwärts bedeutete die kirchliche Neuordnung, die Dietrich schon im Jahre 1212 getroffen hatte. Er hatte der Stadt einen Parochialherrn gegeben, indem er dem Thomaskloster Nikolaikirche und Peterskapelle inkorporierte. Der Einweihung des Klosters wohnten, neben vielen geistlichen und adligen Herren, Bischof Dietrich von Merseburg, ein Neffe Konrads des Großen, bei, und der prunkliebende Erzbischof Albrecht II. von Magdeburg.

Auch dieser Vorgang fügt sich in einen allgemeineren Rahmen. Der Propst des Klosters Neuwerk in Halle, das ebenfalls den Augustinerchorherren gehörte, war schon 1121 oberster geistlicher Herr im Saalkreis geworden, und in Meißen (St. Afra), Erfurt (St. Severi) und Altenburg (Bergerkloster) hatte man bis 1214 eine ähnliche Regelung

eingeführt. An all diesen Orten versprach man sich von der Tätigkeit der Augustiner eine Erhöhung des Kultus und eine gründliche Schulung des Nachwuchses.
Der Ausbau des Kirchenwesens rief freilich auch Wirkungen hervor, mit denen man nicht gerechnet hatte; eine neue Korporation breitete sich auf städtischem Boden aus. In kaum einem Jahrhundert entwickelte sich das Thomaskloster zum größten Grundbesitzer der Stadt.
Das mußte um so stärkere Spannungen erregen, je mehr sich das Gemeinwesen festigte. 1292 wird zuerst ein Bürgermeister (magister civium) erwähnt, der ursprünglich neben dem markgräflichen Schultheißen, bald jedoch im Verein mit dem Rat die Stadt vertrat, und bis zum 14. Jahrhundert bildete sich die für lange Zeit gültige Form der drei Räte aus, die sich alljährlich im Regiment ablösten. Aus einem verhältnismäßig engen Kreis erfolgte die Zuwahl, die landesherrlicher Bestätigung bedurfte. Vereinzelte Handwerker sind zwar Ratsmitglieder gewesen, aber ihre Genossenschaften, die seit dem 14. Jahrhundert in rascher Folge entstanden, haben in Leipzig nie um die politische Macht gerungen. Sie übten ihre Tätigkeit unter behördlicher Aufsicht aus. Ein Rathaus, das gleichzeitig Handelszwecken diente, ist für das 13. Jahrhundert anzunehmen.
Das Leipziger Wappen, das in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aufkam, verband mit dem aufrechtstehenden schwarzen Löwen auf goldenem Feld, dem Wappen des Landesherrn, die blauen Pfähle auf goldenem Feld, das Heroldsbild der Wettiner; es drückt mithin, genau wie das Dresdner und Chemnitzer, die Zugehörigkeit zum jungen Kurstaat aus.
Münzrecht haben auf sächsischem Boden nur der Meißner Bischof und die Äbte von Pegau besessen, doch wurden in Leipzig von den kurfürstlichen Münzmeistern Prägungen vorgenommen, unter denen sich schöne und heute seltene Stücke befinden. Eine wesentliche Erweiterung der städtischen Befugnisse hat nur der Ankauf der Gerichtsbarkeit im Jahre 1434 gebracht, die der Landesherr schon ein Jahrzehnt vorher der Stadt verpfändet hatte.
Gern wüßten wir Näheres über Herkunft und Zusammensetzung der Stadtbevölkerung. Die Schriftquellen versagen. Aus Gefäßfunden möchte Johannes Kretzschmar schließen, daß Niederdeutsche die „Stadtgründer" gewesen seien und daß die Süddeutschen und Thüringer erst späterem Zustrom angehört hätten. Ein solcher Schluß steht und fällt mit der Annahme, daß die Grabungen Stücke mitgebrachter Heimatkultur und nicht etwa Handelsware zutage fördern. Mit den sprachlichen Beobachtungen läßt er sich nicht in Übereinstimmung bringen. Nach Forschungen von Fritz Karg dringt im 15. Jahrhundert, unter dem Einfluß der wichtigen süddeutschen Handelsbeziehungen, fränkisch-nürnbergisches Sprachgut in Leipzig ein und verhochdeutscht die vorhandene rheinische Grundlage. Hochdeutsch wird nunmehr die Umgangssprache wie auch die Amtssprache des Rates. Ein neuer wesentlicher Schritt zur Vereinheitlichung der Bewohnerschaft war getan.
Die Einwohnerzahl hat man für Ende des 15. Jahrhunderts auf 8000 berechnet. Die Wachstumsstufen der vorausgehenden Zeit entziehen sich unserer Kenntnis.
Ernst Müller setzt um 1300 den Abschluß einer lückenlosen Besiedelung der Innenstadt an. Bei der Flußwinkellage Leipzigs macht sich nun sehr bald der Mangel an Ausdehnungsmöglichkeit geltend. Er wird einer der treibenden Gründe für die Ausein-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

andersetzung mit dem Thomaskloster gewesen sein. Die Stadt erwirkt 1373 vom Markgrafen Wilhelm einen Schied, daß alle Besitzungen des Klosters innerhalb des Mauerrings, mit Ausnahme der von ihm selbst benutzten Gebäude, durch Kauf an die Stadt übergehen. Das Kloster entschädigt sich in vollem Maße durch Erwerb auf dem flachen Lande, wo ihm alle Rechte und Liegenschaften verbleiben.
In jeder Stadtentwicklung spielen die Festungswerke eine wichtige Rolle. Keine Überlieferung sagt, wann sie die gesamte Neugründung zuerst umgeben, doch müssen Dietrichs Zwingburgen sicherlich in einem Wehrsystem gestanden haben. Auch hat das Reich bereits 1231 Fürsten und Bischöfe verpflichtet, ihre Städte mit Verteidigungsanlagen zu versehen. Eine anschauliche Vorstellung haben wir jedoch erst von dem Mauerring mit gedecktem Wehrgang, der 1430 entstand, als ein hussitischer Vorstoß zu befürchten war.
Das spätmittelalterliche Leipzig bietet nach außen ein geschlossenes Stadtbild, aber, was mehr besagt: Dies Stadtbild umspannt einen festen Stadtkörper. Seine Lebensäußerungen sollen nun des näheren betrachtet werden.

Erwachendes Geistesleben

Die Bildungseinrichtungen des Mittelalters unterstanden der Kirche. In Leipzig gehörte das Schulmonopol dem Thomaskloster. Keine Unterrichtsanstalt durfte ohne seine Genehmigung in der Diözese aufgetan werden. Einer seiner Chorherrn, der Scholasticus, war – modern gesprochen – Oberschulbehörde.
Das Thomaskloster erstreckte sich nördlich von der Kirche und schnitt mit dem jetzigen Grundstück Klostergasse 5 ab; sein Schulgebäude lag an gleicher Stelle wie die spätere Thomasschule. Wir kennen aber die Raumverteilung nur in den allgemeinsten Umrissen. Die romanische Thomaskirche hat ein Fachmann, Architekt Richard Bauer, nach den Maßen von Wechselburg rekonstruiert.
In den Schriften des Hugo von St. Victor, der bis 1141 lebte, hatte das Bildungsideal des Augustinerordens edlen Ausdruck gefunden. Sohn der mitteldeutschen Erde, war dieser Denker auf französischem Boden zu hoher Bedeutung herangereift, und auch überragende Nachfolger wie Petrus Lombardus und Thomas von Aquino haben sich ihm verpflichtet gefühlt. Sein Hauptwerk „Didascalicon" enthielt eine in sechs Bücher gegliederte Wissenschaftslehre, die von den sieben freien Künsten zu eindringlichem theologischen Verständnis hinleiten will. Die Liebe zur Weisheit gilt ihm zwar als „der höchste Trost im Leben", jedoch über Vorstellung und Denken (cogitatio und meditatio) steht die Beschauung (contemplatio), vermöge derer der Mensch in Gott zur Ruhe kommen kann. Das letzte Ziel, auch der Wissenschaft, ist überweltlich.
Die feierliche Ausgestaltung gottesdienstlicher Handlungen war deshalb der Chorherrn höchste Pflicht. In nur dreistündigem Abstand hielten sie Tag und Nacht ihre Stundengebete, die Horen. Ein Schülerchor wirkte bei den musikalischen Darbietungen mit; er wird aus zwölf Personen bestanden haben, denn in dieser, also wohl seiner vollen Stärke ist er an den Passionsaufführungen von 1504 beteiligt. Wie auch sonst in Mitteldeutschland wird am Ausgang des 14. Jahrhunderts die Orgelbegleitung üblich. In der

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Kirchenbibliothek befindet sich noch heute eine Handschrift aus dem 13. Jahrhundert mit Wechselgesängen und Chorälen; ihre Zugehörigkeit zum Kloster wird durch eine Litanei erhärtet, die mit der Anrufung des Apostels Thomas beginnt.

Die wissenschaftliche Ausbildung beschränkte sich auf die Übermittlung von Elementarkenntnissen. Zumeist verweilte man auf der unteren Stufe des sogenannten Triviums, dessen „Dreiweg" Hugo von St. Victor in folgender Weise beschreibt: „Die Grammatik ist die Wissenschaft, sich ohne Fehler auszudrücken. Die Dialektik ist die scharfsinnige Untersuchung, welche das Wahre vom Falschen unterscheidet. Die Rhetorik ist die Wissenschaft, von dem Rechten zu überzeugen." Zu den übergeordneten freien Künsten des Quadriviums (Vierwegs) gehörten, außer den mathematischen Disziplinen, die Astronomie und die Musik.

Der Verschiedenheit der Bildungsziele war durch Gabelung Rechnung getragen. Die Innenschule (schola interior) diente der Erziehung der Kleriker; die Außenschule (schola exterior) nahm sich der Laien an. Sie war an einen Leiter verpachtet, der als gelehrter Mann auch zur Kanzleiarbeit zugezogen wurde. Man begegnete ihm mit Achtung, und er speiste an der Tafel des Propstes. Er ist der Ahnherr der Thomasschulrektoren.

Über der verstandesmäßigen Gliederung des Lehrstoffes darf die Bedeutung der künstlerischen Schulung nicht übersehen werden. Die Musik wurde eifrig gepflegt, die Schreibkunst war der Miniaturmalerei verschwistert. Schon Bischof Godehard von Hildesheim, der 1038 starb, ließ seine Geistlichen im Lesen, Abfassen von Aufsätzen, Singen, Schreiben und Malen unterweisen.

Die Schulzucht war überaus streng und erfuhr nur an den Festen des Gregoriustages (12. März) und des Nikolaus eine beinahe burleske Milderung. Aufpasser, von den Mitschülern als Wölfe (lupi) bezeichnet, unterstützten die Wachsamkeit des Lehrers. Humanistische Bildungsprotzerei änderte später ihren Namen nach den Seewachen auf dem kleinasiatischen Vorgebirge Korykos in Corycaei um, woran vielleicht das hübscheste das Eingeständnis ist, daß die Schüler ihrer Polizei gegenüber sich selbst als Seeräuber fühlten.

Nach den vornehmen Augustinerchorherren öffnete sich den Bettelorden ein Wirkungskreis in Leipzig. Ihre Ausbreitung ging im mitteldeutschen Gebiet mit großer Schnelligkeit vonstatten. Im Jahre 1224, schon bald nach ihrer Gründung, haben sie unter Erzbischof Albrecht II. in Magdeburg Fuß gefaßt; fünf Jahre später kamen die Dominikaner nach Leipzig und nach Erfurt. 1240 weihte Erzbischof Wilbrand die Kirche des Leipziger Dominikanerklosters, die Paulinerkirche. Die Franziskaner sind seit 1253 in Leipzig nachzuweisen.

Die Bettelorden, deren Ziele sich keineswegs in strengem Armutsgelübde erschöpften, erwarben sich Freunde durch Predigt und Seelsorge. Dabei vernachlässigten sie durchaus nicht die wissenschaftlichen Studien, und der Aufstieg zur Hochscholastik wäre ohne ihre Mitarbeit nie zustande gekommen.

In der Dominikanerprovinz Saxonia, die den größten Teil Mittel- und Niederdeutschlands umfaßte, gehörte das Leipziger Dominikanerkloster – neben dem Magdeburger, Halberstädter, Lübecker und denen weiter entfernter Orte – zu den acht Konventen, die ein theologisches Studium unterhielten. Ein Lektor und ein Sententiarius, d. h. ein

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Erklärer des wichtigsten dogmatischen Lehrbuchs, der Sentenzen von Petrus Lombardus, pflegten darin tätig zu sein. Ihnen stand die größte Büchersammlung zur Verfügung, die im mittelalterlichen Leipzig vorhanden war. Und damit gewinnt auch das, was wir von der Kunst im Leipziger Dominikanerkloster wissen, Leben und Zusammenhang. Wahrscheinlich schmückte den Vorlesungsraum des Klosters die schöne Statue des in Nachdenken versunkenen Thomas von Aquino, die lange für eine Darstellung des Ordensgründers gegolten hat. Sie wies die Hörer auf den Doctor Angelicus als ihren erhabensten Meister hin und prägte ihnen die Mahnung ein, die so manches theologische Werk eröffnete: „Accipies tanti doctoris dogmata sancti." („Du wirst die Lehren dieses heiligen Doktors empfangen.") Und noch heute spricht der Geist des Ordens aus den Kreuzgangfresken zu uns, die das Marienleben, die Barbara- und die Katharinenlegende schildern. In diese Folge reiht sich dann ein Dominikanerstammbaum ein, der die Größen des Ordens vereinigt, unabhängig von ihren widerstreitenden Meinungen: mit Albertus Magnus und dem heiligen Thomas auch den wissenschaftlichen Gegner Robert Kilwardby, den Erzbischof von Canterbury. Darüber gesetzt sind die richtungweisenden Worte, die für große wie kleine Ordensjünger galten: „Laudare, benedicere et praedicare" („Lobpreisen, segnen und predigen").

Freilich findet sich kein Leipziger unter diesen Ordensgrößen, wenn auch einzelne als Universitätslehrer einen Namen erwarben und Nikolaus I., Bischof von Meißen, aus dem Leipziger Kloster hervorgegangen ist. Dagegen gibt es manche Spuren der Beliebtheit des Ordens. Bekannte Persönlichkeiten sind in ihrer Kirche beerdigt, wie Markgraf Diezmann und Elisabeth, Kurfürst Ernsts Gemahlin, eine Tochter Herzog Albrechts III. von Bayern. Aber auch Gesellenbruderschaften, wie die Schneider und Bäcker, hielten sich zu den „Paulern" (Dominikanermönche von St. Pauli), und man ging gern bei ihnen zu Predigt und Beichte, nicht gerade zur Freude der Thomasherren und des Stadtklerus.

Nicht die gleiche Bedeutung haben in Leipzig die Franziskaner erlangt. Sie erlebten ihre große Zeit, als der Bußprediger Johann Chioli aus Capistrano vom 20. Oktober bis 20. November 1452 in Leipzig gegen Üppigkeit und zugleich gegen die hussitische „Ketzerei" auftrat. Dem kleinen, abgezehrten, von glühender Leidenschaft erfüllten Eiferer gelang es, in der Bürgerschaft wie bei der Universität viele zu seinen Ansichten zu überzeugen. Er ist ein glücklicherer Vorgänger Savonarolas, der nicht verbrannt, vielmehr 1690 heiliggesprochen wurde.

Ein Bild völliger Uneinigkeit bot der Orden am Ende des 15. Jahrhunderts, an dem sich von den strengen Observanten die weitherzigen Konventualen schieden, die sich in Leipzig Vicaristen und nach Papst Martin V., der in der Kirchenreform eine lässige Haltung eingenommen hatte, Martinisten benannten. Die Feindseligkeiten spitzten sich dermaßen zu, daß der Landesherr eingreifen mußte und daß schließlich Alexander VI. — er war der sittenloseste aller Päpste — zugunsten der strengen Richtung entschied. In den weltanschaulichen Fragen der Theologie wie der Philosophie haben die Franziskaner oft mit den Dominikanern die Klingen gekreuzt.

Die Nonnen von St. Georg, die vor 1230 aus Hohenlohe bei Lützen nach Leipzig übergesiedelt waren, und die späteren Beginen, die in halbklösterlicher Gemeinschaft sich mit Handarbeiten und Krankenpflege beschäftigten, traten wenig in die Öffentlichkeit.

In der Entwicklung der Mystik nimmt Mitteldeutschland eine wichtige Stelle ein: dem

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Zisterzienserinnenkloster Helfta bei Eisleben gehörte Mechthild von Magdeburg an; Meister Eckart war Erfurter Dominikaner; der Gründer des Prämonstratenserordens, Norbert, ist sogar Erzbischof von Magdeburg gewesen. Auf Leipzig fällt kein Abglanz ihres Wirkens. Die Pröpste von St. Thomas, die als Vertreter des Merseburger Bischofs geradezu fürstliche Huldigungen entgegennahmen, sind offenbar mehr Verwaltungstalente als schöpferische Männer gewesen. Wenn es auch in der Leipziger Geistlichkeit an erlauchten Namen fehlte, aus dem geistigen Leben der Stadt sind Orden und Klerus nicht wegzudenken.

Seit dem 12. Jahrhundert steht das Rittertum als führende Bildungsschicht neben der Geistlichkeit. Es ist kaum anzunehmen, daß von der Blütezeit ritterlich-höfischer Kultur, die sich sozusagen vor den Toren von Leipzig entfaltete, in der Stadt nichts zu spüren gewesen wäre. Über der Unstrutmündung, auf der Neuenburg, war um 1185 der erste deutsche Epiker, Heinrich von Veldecke, Gast des Landgrafen Hermann von Thüringen, und um die Jahrhundertwende hatten sich bei diesem kunst- und prachtliebenden Fürsten auf der Wartburg Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach getroffen. Dietrich der Bedrängte war Hermanns Schwiegersohn und, wenn er auch nicht wie später sein Sohn Heinrich der Erlauchte selber Dichter und Musiker war, so stand er doch in der gleichen Tradition wie sein Verwandtenkreis, und „der stolze Mîssenaire" ist auch von Walther als Förderer der Poesie gepriesen worden.
In der Tat war es die Verbindung mit diesem Markgrafen, die den einzigen Minnesänger nach Leipzig führte, der der Literatur Leipzigs beigezählt werden kann: Heinrich von Morungen. Heinrich, der aus der Sangerhäuser Gegend stammte, übereignete dem Thomaskloster 1217 seine ihm vom Markgrafen Dietrich ausgesetzte Jahresrente von 10 Talenten; er ist noch am 17. August des folgenden Jahres in Leipzig bezeugt und soll nach späterer Nachricht in Konrad Grünembergs Wappenbuch auch in Leipzig begraben sein. Als markgräflicher Beamter, miles emeritus, wird er bezeichnet. Die Spielmannssage schreibt ihm noch eine Fahrt nach Indien zu, von der „der edle Möringer" durch St. Thomas' Gnade gerade in dem Augenblick nach Hause gekehrt sei, als sein Weib sich wieder vermählen wollte. Als geschichtlichen Kern dieser Erzählung könnte man vielleicht vermuten, daß er die Tage der Verbannung mit dem Markgrafen geteilt und an dessen Kreuzfahrt 1197/98 teilgenommen hat. Daß von Indien und nicht von Palästina die Rede ist, hat man auf das Vorhandensein von „Thomaschristen" in Indien zurückführen wollen.
Greifbarer als der „miles" Heinrich von Morungen steht der Minnesänger vor uns. Wir kennen das Auf und Ab seiner Gefühle, sogar von der Entstehung seiner Liebe gibt sein Lied Kunde:

In sô hôher swebender wünne
sô gestuont mîn herze an fröiden nie.
ich war alse ich fliegen künne
mit gedanken iemer umbe sie,
sît daz mich ir trost enpfie,
der mir durch die sêle mîn
mitten in daz herze gie.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Die Heimkehrsage vom edlen Möringer, dessen Name noch in der Abwandlung Ritter Mory erkennbar bleibt, knüpft abermals an den (in der Thomaskirche befindlichen) Grabstein des Ritters Hermann von Harras, eines Feldhauptmanns Friedrich des Sanftmütigen, an. Die Fassung ist leicht verändert und hat Züge der Sage von Heinrich dem Löwen in sich aufgenommen.

Eine große geschichtliche Gestalt, die als Sagenzentrum geeignet ist, fehlt der Leipziger Gegend. Der Balladenstoff von der Frau von Weißenburg, den Rudolf Wustmann für sie in Anspruch nimmt, hält die Erinnerung an das traurige Ende des jungen Pfalzgrafen Friedrich III. aus dem Hause Goseck am 5. Februar 1085 wach. Historische Volkslieder von der Herzogin von Orlamünde und vom Prinzenraub, in denen Untaten des 14. und 15. Jahrhunderts ihren Niederschlag fanden, übten sicherlich einen geheimnisvollen Reiz aus, wie dann auch die Legende von der Ermordung Diezmanns, die auf politischer Wurzel entstand, sich unausrottbar festsetzte.

Seltsam ist es, daß die großen literarischen Formen gänzlich fehlen. Wir wissen nichts vom kirchlichen Drama oder vom Volksspiel in Leipzig. Von der Tätigkeit der Meistersinger, die östlich in Schlesien und der Lausitz, westlich in Frankfurt a. M. nachzuweisen ist, findet sich in unserem Landstrich keine Spur. Als einziges deutsches Werk von literarischer Bedeutung wies die Thomasbibliothek Barlaam und Josaphat des Rudolf von Ems auf: die Buddhalegende in christlicher Einkleidung. Bei ihrem Erwerb mag ebenfalls der Gedanke an die Thomaschristen Indiens mitbestimmend gewesen sein.

„Lipsia non cantat", Leipzig pflegt die Dichtung nicht: könnte man, ein bekanntes Wort umwandelnd, sagen; aber gerechterweise müßte man sofort hinzusetzen: Leipzig pflegt die Wissenschaft.

Die hohe Schule

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts wird Leipzig in den vollen Strom des mittelalterlichen Geisteslebens gestellt. Nicht durch eigenen Entschluß. Es hat Städte gegeben wie Köln, Erfurt, Basel, Trier, die selbst als Universitätsgründer auftraten. Leipzig gehört nicht zu ihnen.

Die führende Stellung der Deutschen an der Prager Universität war nicht mehr zu behaupten, als König Wenzel im Gegensatz zu seinem Vater, dem Gründer der Hochschule, seine Gunst dem wiedererwachenden tschechischen Volk zuwandte. Erbittert über die Minderung ihrer bisherigen Rechte, griffen die deutschen Scholaren mit ihren Lehrern zum äußersten Mittel: Sie verließen Prag für immer.

Da sich unter den Ausziehenden zahlreiche Schlesier befanden, war Leipzig keineswegs das einzig gegebene Ziel. Es war den sächsischen Markgrafen, insbesondere Friedrich dem Streitbaren, zu danken, daß sie den Strom nach Leipzig lenkten. Was sie bewogen haben mag, können wir nur erschließen: das Streben der Territorialherren nach einer zentralen Bildungsstätte mag ebenso mitgespielt haben wie der Wetteifer mit der in Böhmen herrschenden Dynastie der Luxemburger, und schließlich mag die praktische Erwägung, daß die dem Osten verbundene Handelsstadt Leipzig starke Anziehungskraft wie auch die Möglichkeit besitze, Gäste unterzubringen, den Ausschlag gegeben

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

haben. Jedenfalls wurden die erforderlichen Abmachungen überaus schnell getroffen. Der vom Pisaner Konzil erwählte Papst Alexander V. gab am 9. September 1409 zur Gründung einer Leipziger Hochschule seine Genehmigung — es war eine der wenigen Taten des gelehrten, aber der schwierigen Lage kaum gewachsenen Mannes —, und am 2. Dezember 1409, vormittags 9 Uhr, wurde in Anwesenheit beider Landesherren und ihres stattlichen Gefolges im Refektorium des Thomasklosters die Universität eröffnet. Aus diesem Anlaß entstand ein lateinisches Begrüßungsgedicht, das sich noch ganz in den Formen der Vagantenlyrik bewegt, ein frühestes Preisgedicht auf Leipzig:

Surge Lipczk et gloriam tolle Bohemorum,
Famam et memoriam honoris eorum.
Sane per inopiam Prage magistrorum
Concepisti copiam summe peritorum,

was in Wilhelm Bruchmüllers freier deutscher Wiedergabe lautet:

Steig, mein Leipzig, drum empor;
Nimm der Böhmen Krone
Für dein Haupt. „Der Weisheit Burg"
Sei dein Nam' zum Lohne.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Mit mehr als 400 Zugewanderten war ein Vollstudium – so könnte man „studium generale" wiedergeben – eröffnet, das, wie es nach wissenschaftlicher Ganzheit strebte, sich auch an Landesgrenzen nicht band. Unter den vier „Nationen", aus denen es sich zusammensetzte, machten damals die Meißner nur ein Fünftel, die Leipziger gar nur ein Prozent aus. Das Einteilungsschema: Sachsen (Niedersachsen), Meißner, Bayern, Polen war auf nördlichen, südlichen, östlichen Zuzug eingerichtet, mit dem kulturgesättigten Westen glaubte man offenbar weniger rechnen zu können. Haupt der Gemeinschaft war der Rektor, dessen Wahl sich sofort der Einweihung anschloß.

Kernstück der spätmittelalterlichen Universität waren Wohn- und Studienhäuser, die sogenannten Kollegs und Bursen. Der Landesherr errichtete in Leipzig deren zwei: auf seinem eigenen Grund und Boden in der Ritterstraße das Große Fürstenkolleg, das die heutigen Grundstücke 10–14 umfaßt, und das Kleine Fürstenkolleg in der Petersstraße, das der Nummer 36 entsprach – das größere für 12, das kleinere für 8 Lehrer. Damit war jedoch kaum der halbe Lehrkörper untergebracht und in noch geringerem Maße für die Studentenschaft gesorgt, der es bis 1441 untersagt blieb, im Privatquartier zu wohnen. Noch Erhebliches mußte getan werden. 1416 stiftete der erste Rektor, Johann von Münsterberg, das etwa Brühl Nr. 80 gelegene Frauenkolleg, Collegium beatae Mariae Virginis in seiner genauen Bezeichnung. Durch Tausch erwarb das Kleine Fürstenkolleg 1456 den sogenannten Fuchszagel (Fuchsschwanz), Ritterstraße 24, eine Erbschaft des Großen Fürstenkollegs, und gab dafür sein Haus in der Petersstraße auf, das als Petrinum Sitz der Juristenfakultät geworden ist, nachdem die Artistenfakultät zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch mit dem Roten Kolleg, Ritterstraße 16–22, eine namhafte Stiftung erhalten hatte. In kaum hundert Jahren war also an der Ritterstraße eine beinahe geschlossene Schulstadt oder, wie man ehedem sagte: ein lateinisches Viertel entstanden.

Aber auch sie reichte nicht. Eine Meißner Burse, Nikolaistraße 4–8, die dem Georgenhospital gehörte, ergänzte die im Block des Großen Fürstenkollegs errichteten Bursen der sächsischen, bayrischen und polnischen Nation. Privatbursen wurden aufgetan, die geschäftliche Unternehmungen eines Magisters waren, wie die Bursa Henrici, Ritterstraße 7, die bei adligen Studenten beliebt war, und an der Nordostecke der Stadt hatte sich der Zisterzienserorden als Studienmittelpunkt für seine Klöster weiten Umkreises das Bernhardinerkolleg eingerichtet, das 36 Studierende aufnehmen konnte. Im übrigen sind Ausnahmen von der Vorschrift gemeinsamen Wohnens nicht bloß aus Raumnot zugelassen worden, sondern auch für begüterte Studierende, die eigene Lehrer mitbrachten, und für Arme, die durch Arbeit bei Bürgern die Mittel zur Ausbildung erst verdienen mußten.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Universität wie ihrer Mitglieder waren kärglich, obwohl ihr mehrere Päpste Pfründen zuwendeten und Friedrich der Sanftmütige ihr 1438 Einkünfte aus Grundbesitz verschaffte. Die Lehrergehälter waren niedrig. Die Magister des Großen Fürstenkollegs erhielten 30 Gulden, die des Kleinen Fürstenkollegs nur 12 Gulden im Jahr. Ein begüterter Ausländer, der 1424 im Kleinen Kolleg Aufnahme fand, der Domherr Karl Johansen aus Upsala, braucht aber rund 35 Gulden jährlich, und ein Scholarenhandbuch von 1481 hält für den Studenten einen Wechsel von 20 Gulden für wünschenswert und erklärt die für arm, die unter 10 Gulden haben.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Der Prozentsatz der Minderbegüterten ist stets ziemlich hoch gewesen; schon bei der ersten Inskription wird ein Zehntel gebührenfrei aufgenommen, andere genießen Ermäßigung, die Mehrheit zahlt allerdings den vollen Satz von 6 Groschen.
Johansen war mit seiner Verpflegung zufrieden, namentlich mit den Getränken, und lobt es, daß jeder bei der Mahlzeit eine eigene Schüssel und einen eigenen Becher habe. Später erfährt der Speisezettel der privaten Bursa Henrici in den Dunkelmännerbriefen die bekannte Anprangerung: es habe oft Grütze, Suppe, Mus und mageres Fleisch, dagegen kaum je Braten, Obst oder Käse gegeben, und das Bier, der sogenannte Kofent (coventum), sei auch so so gewesen.
Die Lebensführung der Scholaren stand unter strenger Aufsicht. Gemeinsamer Ausgang war üblich, um den einzelnen von der Straße fernzuhalten. Das mustergültige Betragen der Leipziger Studentenschaft von einst rühmt ein Lobredner der Vergangenheit in den Dunkelmännerbriefen. Wenn damals ein Magister ins Bad ging, habe er mehr Zöglinge um sich gehabt als jetzt beim festtäglichen Kirchgang. Die Universitätsakten reden jedoch eine andere Sprache; sie bezeugen, wie oft jugendlicher Unband in Unfug und Schlimmerem sich austobte. Aber ruhig erfüllte Pflicht, die zu allen Zeiten die Ausschreitungen überwog, ist noch niemals in Akten vermerkt worden. Die Gerichtsbarkeit der Universität, die dem Bischof von Merseburg als ihrem Kanzler zustand, war von diesem teils dem Rektor, teils seinem geistlichen Stellvertreter, dem Thomaspropst, übertragen worden, und nur in schwerwiegenden Fällen, wie Kriminalsachen und Ketzereiprozessen, behielt er sich das Urteil vor. Die Gemeinschaft hatte das Recht, Unwürdige aus ihrer Mitte auszuschließen und nach dreifacher Mahnung feierlich kundzutun: „Wir haben besagten N. N. in der Versammlung der Universität als faulendes Glied von dem Körper unserer Universität getrennt und weggetan."
In einer Abfolge von Lehrveranstaltungen, deren Besuch von den Magistern überwacht werden sollte, spielte sich der Tag der Scholaren von früh 4 oder 5 Uhr bis abends 8 oder 9 Uhr in ihren Studierhäusern ab. Sein wesentlichster Inhalt waren die Vorlesungen und die Disputationen. Man bediente sich im Unterricht der lateinischen Sprache; Deutsch war überhaupt nur für den Außenverkehr, etwa mit der Obrigkeit und hohen Gästen zugelassen. Die Übungen wie die Mahlzeiten fanden in dem einzig heizbaren Raum, dem „aestuarium", statt, um den sich die Schlafkammern gruppierten. Wenn die Wohngemeinschaft nicht vorhanden war, bereitete die Frage der Hörsäle einige Schwierigkeit. Zeitweilig lasen die Mediziner, die damals noch keiner Demonstrationen bedurften, in der Nikolaikirche, die Juristen im Kreuzgang des Thomasklosters. Das ging nur, weil man wenig Inneneinrichtung brauchte; noch 1452 verwarfen die Statuten der Universität Paris Sitzbänke und schlugen vor, die Scholaren sollten auf strohbelegtem Fußboden sitzen und damit zugleich die ihnen zukommende demütige Haltung bekunden. Wie die bildlichen Darstellungen zeigen, kam man von dieser im Orient noch üblichen Haltung am Ausgang des Mittelalters ab.
Die Texte für die Vorlesungen, deren Besitz von den Scholaren erwartet wurde, konnten vor Erfindung der Buchdruckerkunst nur durch Diktieren beschafft werden. Von den gewerbsmäßigen Buchverleihern, den „stationarii" der großen ausländischen Universitäten, hören wir in Leipzig nichts mehr. Der Buchbestand der Kollegien, den wir uns nach mittelalterlichem Brauch angekettet vorstellen müssen, war zur Einsicht und

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Abschriftnahme zugänglich. Beträchtlich ist er nicht gewesen, denn das Kleine Fürstenkolleg nannte 1507 nur 124 Handschriften und gedruckte Werke sein eigen. Von den etwa 2000 bis höchstens 2500 Büchern, auf die wir den Bibliotheksbesitz des spätmittelalterlichen Leipzig schätzen dürfen, gebührt der Löwenanteil den Klöstern. Sie beherzigten ihren alten Wahlspruch: „Claustrum sine armario est quasi castrum sine armamentario", der, bei der Unwiedergeblichkeit des Wortspiels, sich etwa so verdeutschen läßt: „Ein Kloster ohne Bücherschatz ist ein Heerlager ohne Waffenplatz."
Die „studierenden" Dominikaner standen mit 1150 Werken, für die sie 1511 eine neue „Liberei" bauten, an erster Stelle, und bei ihnen sicherte sich die Artistenfakultät das Mitbenutzungsrecht. Weit hinter ihnen zurück standen die Thomasser Herren, die es bis 1541 auf 375 Bände brachten. Da sie bei der Zusammensetzung ihrer Bücherei eine Vorliebe für geistliches Recht bekundeten, kann man vielleicht von einer Amtsbibliothek des Propstes sprechen, der geistlicher Statthalter in Leipzig war. Eine Ausleihe gab es natürlich nicht. Geradezu Vertragsabschluß und Einsatz eines hochwertigen Pfandes war erforderlich, falls einmal eine Ausnahme gemacht werden sollte.
Wie ein stolzer Bau stand die Gesamtheit der Wissenschaften, zu der das studium generale den Zugang öffnete, vor dem mittelalterlichen Menschen; ein Bau, der — auf dem breiten Fundament der Artistenfakultät ruhend — über den Pfeilern der Rechtswissenschaft und der Medizin in der Theologie seine Krönung fand. Noch war die Universität nicht an Staatsziele gebunden, und sie vergab außer ihrer Lehrbefugnis, die in stufenweisem Vorrücken, lehrend und immer wieder von neuem lernend, zu gewinnen war, keinerlei Berechtigungen. Letzte und höchste ihrer Würden, erreichbar nur nach vieljähriger Vorbereitung, war der Doktor der Theologie. Die meisten Studenten begnügten sich mit den von der Artistenfakultät vermittelten Bildungsgrundlagen, und die Besucherzahlen nahmen in den höheren Fakultäten geradezu pyramidenförmig ab. Anfang des 16. Jahrhunderts, als bereits ein Bedarf an gelehrten Juristen eingetreten war, gibt die Juristenfakultät an, sie habe nie mit mehr als hundert Hörern rechnen können, auf die Theologen aber seien nur sechzig und auf die Mediziner noch weniger entfallen.
Die Bedeutung des 15. Jahrhunderts für die Wissenschaft pflegt gering eingeschätzt zu werden. Es hat keine Leistungen aufzuweisen, wie sie die philosophischen Systeme der Hochscholastik oder das kanonische Recht darstellen. Im Vordergrund standen die kirchenpolitischen Auseinandersetzungen. Kaum je wieder ist die Universität Leipzig zur Mitarbeit an so weltbewegenden Angelegenheiten zugezogen worden wie auf den Reformkonzilien. Von ihren Mitgliedern gingen Otto von Münsterberg, der Theologe Petrus Storch und der Doktor des geistlichen Rechts Albert Varrentrapp nach Konstanz. In Basel waren verschiedentlich Leipziger Abgesandte; allerdings war keiner von ihnen anwesend, als am 25. Juni 1439 die Absetzung Eugens IV. ausgesprochen wurde. Ihre Mitwirkung stand auf dem Höhepunkt, als der Kanonist Johannes Swoffheim mit Gregorius Heimburg dem seinen Platz behauptenden Papst Eugen in heißen Julitagen 1446 die Forderungen der Kurfürsten überbrachte. Daß diesem Schritt der Erfolg versagt war, lag am Zerfall der geschlossenen Front, lag namentlich an der Schwenkung der kaiserlichen Politik unter dem Einfluß des Kanzlers Schlick und des vielgewandten Enea Silvio Piccolomini, des nachmaligen Papstes Pius II. Und gerade bei so schwer-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

wiegenden Entscheidungen wird deutlich, daß die Universität gegen die politischen Mächte eine eigene Stellungnahme auf die Dauer nicht behaupten konnte. Wohl verlangte man Gutachten ihrer klugen und erfahrenen Männer, letzten Endes aber nur zur Stützung des eigenen Standpunktes. Die Universität fügt sich in ihr Schicksal: als die Krakauer Hochschule die Verbindung mit ihr zu gemeinsamem Vorgehen aufnehmen wollte, fühlte sie sich „nicht zuverlässig unterrichtet" und wartete lieber auf den Landesherrn und den Bischof, ihren Kanzler.

Und so kam es auch vor, daß der Landesherr Meinungsäußerungen seiner Magister nicht hingehen ließ und daß er wie Friedrich der Sanftmütige um seines brandenburgischen Schwagers willen einer offenen Erörterung des Hostienwunders von Wilsnack Einhalt gebot. Gleichwohl bleibt eine lebhafte kirchliche Publizistik zu verzeichnen: gegen Hussiten und Waldenser ist geschrieben worden; in dem Streit um die unbefleckte Empfängnis, der von dem früheren Franziskanergeneral Sixtus IV. 1483 bejahend im Sinne der Franziskaner entschieden wurde, sind freimütige Urteile ausgesprochen worden, und auch die Ablaßfrage wurde gestellt. Ebensowenig hat es an Fehden innerhalb der Hochschule gefehlt. Befremdliche Bestimmungen deuten darauf hin, indem sie vor Gewalttätigkeiten warnen. Vor der Jahrhundertwende war einer der am meisten gehaßten Männer Johannes Fabri von Donauwörth (de Werdea) — verdienstvoll übrigens als Verfasser des Libellus Formularis der Universität —, dessen einflußreicher Clique, dem „Schwäbischen Bund", namentlich von den Jüngeren Günstlingswirtschaft, Verkauf von Kollegiaturen und sonstige üble Geschäftsgepflogenheiten vorgeworfen wurden.

Unter den Lehrern der Universität sind viel brauchbare Mittler des Wissens, aber kaum führende Männer und Schulhäupter gewesen. Als Aristoteliker geschätzt wurde der bereits mehrfach genannte Otto von Münsterberg; und der streitbare Hieronymus Dungersheim am Ausgang der Epoche galt für einen kenntnisreichen Kommentator des Aquinaten. Ein beweglicher Geist scheint Andreas Friesner von Wunsiedel gewesen zu sein, der zeitweilig mit dem Nürnberger Drucker Johann Sensenschmidt sich zusammentat und der seine aus 56 Bänden bestehende vielseitige Bibliothek seiner Vaterstadt vermachte. Bereits des erläuternden Holzschnittes bediente sich der Theologe und Polyhistor Magnus Hundt, der ein illustriertes anatomisches Werk herausgab.

Die Entwicklung der beiden anderen oberen Fakultäten ging langsam vonstatten. Von einer wirklich ausgebauten Juristenfakultät läßt sich vor 1435 überhaupt nicht reden, obwohl Conrad Thus, der im Winter 1411 als Doktor beider Rechte eingeschrieben wurde, als ihr erster ständiger Dekan (Ordinarius) geführt wird. Gelehrt wurde anfangs überhaupt nur geistliches Recht. 1457 erhielt ein Lehrer für weltliches Recht (Legist) einen auf drei Jahre bemessenen Auftrag, und die Reform von 1502 brachte endlich die Errichtung von zwei zivilistischen Lehrstühlen. Dabei gab es der Rechtsaufgaben genug in Leipzig. Zum Schöffenstuhl, dessen Spruchpraxis sich weithin Ansehen erworben hatte, kam 1488 noch das Oberhofgericht, das seit 1493 gemeinsames Verwaltungsgericht der wettinischen Länder war.

Die Verweltlichung kommt in der wissenschaftlichen Arbeit zum Ausdruck. Der Lehrer des kanonischen Rechts Johannes Tylich, der zeitweilig Propst des Naumburger Augustinerklosters St. Moritz war, setzte die Annales Vetero-Cellenses fort. Zum

Bischof von Naumburg stieg der Professor der Dekretalen Dietrich von Buckensdorf (Boxdorf) auf. Aus seinem Besitz bekundet eine Sachsenspiegelhandschrift, die er mit ausführlichen Registern versehen ließ, eine lebhafte Beschäftigung mit deutschem Recht. Sichtbar an der Zeitenwende steht Christoph Cuppener (um 1466 bis 1511). Seine Schrift über den Wucher, „Ein schons buchlein czu deutsch", sucht in der Zinsenfrage eine der Gegenwart angemessene Lösung, da auf einem Kapitalmarkt wie Leipzig ein zinsloses Verleihen, wie es im Mittelalter von Lukas 6, 35 abgeleitet wurde, nicht mehr anwendbar war. Sein Leben verläuft ganz anders als das seiner Vorgänger. Aus Westpreußen stammend, als „pauper" graduiert, heiratete er in die einflußreiche Leipziger Familie Hummelshain ein und wurde Herzog Georgs Kanzler in Friesland, bevor er 1502 die Leipziger Professur übernahm.

Die medizinische Fakultät verharrte lange Zeit bei der astrologischen Betrachtungsweise, die aus der Stellung der Planeten zu den Zeichen des Tierkreises „iatromathematisch" die Anwendung von Aderlässen und Arzneien errechnet. Erst am Ende des 15. Jahrhunderts sagt Martin Polich von Mellerstadt dieser Methode ab, deren Anhänger er ebenfalls gewesen war.

In der Seuchenbekämpfung waren der Zeit kaum lösbare Aufgaben gestellt. Seit den Kreuzzügen verbreitete sich der Aussatz; dann trat die Pest verheerend auf, die zwischen 1348 und 1681 zeitweilig Jahrzehnt für Jahrzehnt wiederkehrte, und am Ende des Mittelalters flößte die zuvor unbekannte Lustseuche (die man damals als „Franzosenkrankheit" bezeichnete) Grauen ein. Die ärztliche Wissenschaft hat sich nach Kräften gewehrt; man hat die Leprakranken frühzeitig isoliert – in Leipzig war das vor dem Grimmaischen Tor liegende Johannishospital das „Gutleutehaus" – und hat der Pest mit Aderlaß, Schwitzkuren und Abführmitteln beizukommen gesucht. Simon Pistoris (1453 bis 1523), Mitglied einer bekannten Professorenfamilie, verabschiedete sich, als er 1501 einen Ruf an den Hof Joachims von Brandenburg annahm, mit Einreichung eines „Guten Ratschlags zur Regelung des Lebens in Pestzeiten". Durch unentgeltliche Aufnahme in die Bürgerschaft ist mehrfach uneigennützige ärztliche Hilfe in den Tagen der Epidemie belohnt worden, so 1508 Caspar Kegler dem Älteren und 1527 Magister Johannes Reuch, der dem Rat ein „Regimen pestilentiale" („Wegweiser in Pestzeiten") zugeschrieben und „dasselbe propriis expensis drucken lassen". Aus diesem Schrifttum, das durch zwei Jahrhunderte bestand, sind die Pestordnungen des 17. Jahrhunderts hervorgegangen.

Bei Erforschung der Syphilis geriet Polich mit dem noch der Astrologie zugeschworenen Simon Pistoris heftig aneinander. Der über drei Jahre sich hinziehende Streit, der an eine Schrift des Italieners Nicolo Leoniceno von 1497 anknüpfte, ergab keinen sachlichen Ertrag und ist nach Sudhoffs Vermutung wohl um die Professur für Pathologie geführt worden, die schließlich einem Dritten zufiel.

Die praktische Krankenpflege war nicht Sache der Fakultät, sondern gehörte in Leipzig zu den Aufgaben der Thomasser Herren, die das Georgenhospital vor dem Rannischen Tor gründeten. Nach und nach gliederten die Städte diese Sozialarbeit in ihren Pflichtenkreis ein, und am 29. September 1439 erreichte Leipzig die Übernahme des Hospitals der Augustinerchorherren. 1512 erhielt das städtische Medizinalwesen in dem studierten Arzt Georg Schiltel eine wissenschaftliche Spitze.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Bedürfte es nun noch eines Beweises für die Bedeutung der Leipziger Universität im späten Mittelalter, so ist er aus den Besucherziffern zu führen. Leipzig stand an der Spitze der norddeutschen Hochschulen, in stetem Ringen mit Erfurt um den ersten Platz. Doch reichte seine Anziehungskraft weit über das norddeutsche Gebiet hinaus. Hermann Jordan bezeichnet Leipzig geradezu als Ansbachsche Landesuniversität, da es bis 1528 die Hälfte aller markgräfler Studenten, nämlich 1197 aus 44 Orten, aufgenommen hat. Und was noch mehr als die Zahl in Betracht kommt: Träger guter Namen verdanken Leipzig ihre Bildung.

Im Winter 1413 wurde Kaspar Schlick immatrikuliert, der unter Siegmund, Albrecht II. und Friedrich III. Kanzler war. 1429 trat Friedrich Sesselmann aus Kulmbach in den Verband der Hochschule, der spätere Bischof von Lebus und Berater von Albrecht Achilles. Martin von Lochau, der berühmte Abt von Altzelle, hat seit 1476 in Leipzig studiert, der Abt Balthasar Geier von Pforta war 1486 bis 1496 Provisor des Bernhardinerkollegs. Auch ein Sohn Friedrich des Streitbaren, Herzog Sigismund, hat der Hochschule angehört. Er war später Bischof von Würzburg und starb 1463, nach jähem Ende seiner Laufbahn, als Gefangener in Rochlitz. Der einzige fürstliche Rektor ist im Sommer 1475 Adolf von Anhalt gewesen.

Unter dem Jahr 1465 findet sich in der Leipziger Matrikel Martin Schongauer aus Kolmar. Vielleicht war er der „pictor in lectorio", der 1466 mit seinen Gehilfen den Hörsaal im Großen Fürstenkolleg ausgemalt hat. Schongauer war damals bereits ein fertiger Künstler, und wenn man auf Grund dieser Nachricht Einwirkungen auf Nikolaus Eisenberg ableiten wollte, von dem Glockenschmuck und Tafelgemälde in der Stadt und ihrer Umgebung nachweisbar sind, so muß das sehr mit Fragezeichen versehen werden.

Wir verlassen nun das lateinische Viertel, um einen Blick in die Bürgerwelt zu tun.

Bürgerkultur

Von den Klosterinsassen und den Universitätsangehörigen abgesehen, setzte sich die städtische Einwohnerschaft hauptsächlich aus drei Gruppen zusammen: den Kaufleuten, den Gewerbetreibenden und der armen Bevölkerung, vorwiegend dienender Klasse. Außerdem gab es – was mit dieser Gliederung nicht zusammenfällt – Bürger und Zugelassene, die sogenannten Zettelleute. Diese Schichten sind friedlich miteinander ausgekommen; sei es, weil der begrenzte Wohlstand des Leipziger Handwerks nicht zu Herrschaftsansprüchen verführte, sei es, weil die Staatsgewalt eine andere Entwicklung nicht aufkommen ließ. Auch der Messeverkehr vertrug keine Beunruhigungen.

Zahlenmäßig steht unter der berufstätigen Bevölkerung das Handwerk obenan. Nach der Steuerliste von 1481 hat es 396 Angehörige, was bei Zurechnung von Familie und Gesinde rund 2000 Personen, also ein reichliches Viertel der auf 7741 veranschlagten Einwohnerschaft ergibt. Gleichwohl fehlt im Stadtbild der sichtbare Ausdruck ihres Zunftwillens. Die Leipziger Innungen, deren Sitzungslokale von Herberge zu Herberge wanderten, haben es nie zu so stolzen Schöpfungen gebracht, wie wir sie von Bremen oder Hildesheim kennen. Und so wichtig ihre Rolle bei der Stadtverteidigung war: in der Schützengesellschaft, die als Mittelpunkt ihrer Waffenübung gelten kann, vereinig-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

ten sich mehr und mehr alle Kreise. Sogar Mitglieder des Fürstenhauses traten ihr bei. Nur in allerlei Zunfthändeln, die sich mit Übergriffen benachbarter Handwerke und mit Außenseitern (den sogenannten Pfuschern oder Bönhasen) befaßten, haben die Innungen Streitbarkeit bewiesen.

Aus einer schmalen Oberschicht der Kaufmannschaft gingen die Vertreter des Stadtregiments hervor. Die Macht der Ratsfähigen trat nie herausfordernd in Erscheinung, sondern begnügte sich klug mit ihrer Tatsächlichkeit. Die Zulassung zum Fastnachtstanz und zur Herrentrinkstube im Waagegebäude sind kaum als aufreizende Vorrechte anzusehen. Mehr Bedeutung hatte der Einfluß auf die Wehrverfassung, der durch die *Viertelseinteilung* ausgeübt wurde. Die Stadt wurde nach den vier Toren in vier Viertel eingeteilt (Peters-, Grimmisches, Rannstädter und Hallisches Viertel). Diese sozusagen unsichtbaren Methoden machen verständlich, daß man lange Zeit das Bestehen eines Patriziats in Leipzig geleugnet hat.

Aus Beamten und Gelehrten entstand während des 15. Jahrhunderts eine weitere Gruppe. Bei aller Kleinheit hat sie Gewicht, da man ihre Vorbildung in der Verwaltung nicht mehr entbehren kann. Als erster Akademiker zog 1435 Magister Nikolaus Schultze in den Rat ein. Mediziner hat man mehrfach zu Bürgermeistern erkoren. Recht spät ist übrigens in Leipzig ein Apotheker nachzuweisen, nämlich Meister Hugo im Jahre 1471.

Während die Stadt von der Kirche Aufgaben der Fürsorge übernahm, läßt sich von städtischer Kulturpolitik nur in begrenztem Maße reden. Gerade, daß man bewährten Meistern die Niederlassung erleichterte. In den Bürgerbüchern, die seit 1471 vorhanden sind, finden sich mehrfach Einträge, daß jemand wegen kunstvoller Leistungen das Bürgerrecht umsonst erhalten habe; dabei hatte es jedoch sein Bewenden. Selbst in der Kunststadt Nürnberg ist die Entstehung berühmter Werke von Veit Stoss und Adam Krafft mit den Stifternamen der Tucher, Volkamer, Imhoff, Schreier, aber nicht mit städtischem Auftrag verknüpft. In Leipzig liegt die Könnerschaft wie die Gönnerschaft nicht auf gleich hoher Ebene, und was geschah, erhob sich selten über den unmittelbar persönlichen Zweck. Begüterte Familien, wie die Thümmel, Pflugk, Leimbach, Haugwitz, Wiedebach, errichteten Grabkapellen, die das Gedächtnis ihrer Angehörigen verewigen sollten. Religiöse Gemeinschaften trugen durch Aufstellung eigener Altäre zum Glanz der von ihnen bevorzugten Kirchen bei: so hatten die Fleischer einen Marienaltar in der Thomaskirche, die Bäcker in der Nikolaikirche einen Antoniusaltar und ebendort die Tuchmacher einen Severusaltar; der Schützenbruder Ambrosius Holzschucher stiftete der Nikolaikirche einen Fronleichnamsaltar, an den die Gesellschaft 1462 ihre Messen verlegte. In all diesen Einzelfällen, die vervielfacht werden können, überwiegt jedoch das Bestreben, des kirchlichen Gnadenschatzes teilhaftig zu werden, die kulturfördernde Absicht.

Kunst und Kunstgewerbe haben sich in der Neuzeit allzusehr vom Handwerklichen getrennt. Im Mittelalter sind sie dessen Steigerung gewesen. Die gleiche Hand, die Gebrauchsware herstellte, war zumeist auch fähig, veredelte Formen zu schaffen. Es ist deshalb grundfalsch, wenn ältere Forscher jedem bedeutenderen Werk im Leipziger Bereich auswärtigen Ursprung zuschreiben wollten. Gewiß öffnete die Messe dem Kunsthandel eine breite Einfallspforte; Juwelierarbeiten wurden aus Italien, Gemälde

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

aus den Niederlanden eingeführt, und der Geschmack weitgereister Kaufleute neigte ihnen zu. Aber es wäre doch sonderbar gewesen, wenn das an Edelmetall reichste Land Europas, für das Sachsen von 1470 bis zum Herüberfluten der amerikanischen Ausbeute um die Mitte des 16. Jahrhunderts gelten konnte, nichts aus Eigenem beigesteuert haben sollte. Es spricht eine beredte Sprache, wenn die Zahl der Leipziger Goldschmiede von 1471 bis 1506 von 7 auf 13 anwächst, und es ist ein völlig klarer Sachverhalt, wenn „4 vergulte Kopf (also wohl Reliquienbehälter) zu Leipzig gemacht" 1469 in der Dresdner Hofsilberkammer verwahrt werden. Daß Friedrich der Weise in Leipzig einkauft; daß Mitglieder der Innung mit der Anfertigung von Ehrengaben für Fürsten und Bischöfe betraut werden; daß der Kolmarer Goldschmied Paul Schongauer, ein jüngerer Bruder des Malers, 1478 Leipziger Bürger wird, kennzeichnet gleichfalls die Bedeutung der Stadt. Wir würden hinreichend Werke Leipziger Ursprungs besitzen, wenn nicht bei dem großen Aufräumen der Reformation das gesamte Kirchensilber, bei dem sich – außer Kelchen, Kannen, Kreuzen, Hostiendosen, Monstranzen, Kußtäfelchen – zahlreiche Heiligenfiguren befanden, zu einem Erlös von 5905 Gulden 15 Groschen nach Eisleben und nach Nürnberg verkauft worden wäre und wenn Gesellschaften wie Familien nicht auch die leidige Gepflogenheit gehabt hätten, von Zeit zu Zeit ihren Bestand einschmelzen und neuverarbeiten zu lassen. Daß mancher Reliquienbehälter von vollendeter Schönheit mit zugrunde gegangen sein mag, darüber kann ein Blick in das Hallische oder das Wittenberger Heiltumsbuch belehren.

In der Vielgestaltigkeit des Leipziger Handwerkslebens, die an sich schon Ausdruck einer gewissen Kulturhöhe ist, können wir, außer Goldschmieden, noch manche Berufe mit zum Kunstgewerbe rechnen, so die Glockengießer, Kannegießer, Stempelschneider, Seidensticker, Medailleure, Kartenmaler, Glaser; auch die Plattner, die übrigens in engem Zusammenhang mit Nürnberg standen. Die Töpferei war in ihrer Entwicklung dadurch gehemmt, daß der Leipziger Ton geringe Feuerbeständigkeit besaß und sich schwer glasieren ließ. Aus Waldenburg, wo stahlhart brennender Ton sich findet, ist deshalb nach Leipzig, wie nach Dresden und Zeitz, Steinzeug fuderweise geliefert worden. Dagegen hatte die Kachelbäckerei ansässige Meister, so Jacoff Bobog (1485) und Hans Eysentraut (1508).

Seit Mitte des 15. Jahrhunderts werden Malernamen überliefert. Damals muß bereits eine Gruppe von Malern vorhanden gewesen sein, denn 1458 wird ihnen der Zusammenschluß mit den Sattlern und Riemern gestattet, und ihre gemeinsame Ordnung wird 1516 „von newes reformiert, gesatzt vnd gewilligt". Allerdings wird in ihren Anweisungen auf die Besonderheiten der drei Berufe gar keine Rücksicht genommen. Unter den 22 Meistern, die zur vereinten Innung gehörten, lassen sich acht als Riemer, sechs als Maler, vier als Sattler feststellen. Die Zuweisung der restlichen vier bleibt im unklaren. Eine eigene Innung der Bildhauer gibt es nicht: soweit sie nicht Maler-Schnitzer gewesen sind, könnten sie durch die Tischler mit vertreten sein. Werkstattbetrieb bestand; wir kennen zwölf Maler- und Schnitzergesellen aus der Zeit um 1520. Einzelne darunter stammten weither: aus Krakau und Siebenbürgen, andere aus Magdeburg, Berlin, Görlitz.

Von diesen Werkstätten sind, nach heutiger Scheidung, sowohl handwerkliche wie künstlerische Aufträge übernommen worden. Ein Maler, der Bilder schuf, hat sich bei

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

anderer Gelegenheit ebensogut mit Anstreichen befaßt. Das tut seinem Rufe nicht den mindesten Abbruch. Die Tätigkeit dieses ansässigen Künstlertums erstreckte sich weit über die unmittelbare Umgebung hinaus. Heinrich Schmidt, der von 1501 bis 1541 bezeugt ist, war mit „Tafeln" für Mühlberg, Bernburg, Halberstadt (dem berühmten Bistumssitz), Kloster Waldheim und Strehlen an der Elbe beschäftigt. Sein durchschnittliches Honorar dafür betrug 70 Gulden, für die damalige Zeit ein mittleres Jahresgehalt. Leider sind die Werke selbst verloren.

Wie in diesem Falle müssen wir uns immer vor Augen halten, daß der vorhandene Kunstbesitz in keiner Weise mehr der urkundlichen Überlieferung entspricht und daß wir gezwungen sind, die Entwicklung an Überbleibseln abzulesen. Um so merkwürdiger ist es, wenn durchgehende Grundzüge erkennbar sind, so bei den wenigen Malerpersönlichkeiten, die wir unterscheiden können, die maßvolle, beruhigte Formensprache. Der liebliche Altarflügel der Paulinerkirche mit den zartempfundenen Mariendarstellungen ist Trecentonachklang. Aber auch in den beiden Kreuzigungen, die Nikolaus Eisenberg zugeschrieben werden und mithin schon der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören, ist die Stille des Andachtsbildes kaum von den mächtigen Bewegungen gestört, die andernorts die zeitgenössische Kunst einschneidend verändert haben, und selbst der Meister der byzantinischen Madonna, der an Cranachs Zeit heranreicht, hat, bei fortgeschrittener vermenschlichender Charakteristik der Gestalten, hinreichend Verhaltenheit. Die dramatische Erregtheit der Spätgotik und zugleich ein überraschender Sinn für landschaftliche Schönheit kommen erst in den Gemäldetafeln des Pauliner Hauptaltars zur Geltung, so daß erst hier von einem Einmünden in die Zeitströmung die Rede sein kann, wie auch der für die damalige Kunst so bezeichnende Gegensatz von Furchtbarem und Anmutigem, wenn auch nicht in voller Stärke, durchzufühlen ist.

Mehr schaffende Hände werden sichtbar und eine größere Mannigfaltigkeit offenbart sich uns in der Plastik. Der stetig anwachsenden Zahl der Heiligen verleiht der Bildhauer Gestalt, und auch die großen religiösen Stoffe bringt er den Gläubigen nahe. An der Schwelle des 15. Jahrhunderts entstand der früheste Eutritzscher Altar, böhmischen Werken verwandt, bei mancher Unbeholfenheit Ausdruck inniger Marienverehrung. Es liegt wohl nicht nur an Zufällen der Erhaltung, sondern auch an den Kriegswirren, die dem sächsischen Gebiet lange keine Ruhe vergönnen, wenn dann eine große Lücke zu klaffen scheint. Nur die kraftvollen Steingrabmäler des Harras, eines gefürchteten Feldhauptmanns aus dem Bruderkriege, und des Nickel Pflugk heben sich heraus: sie können als späte Gegenstücke zur Holzskulptur des Markgrafen Diezmann gelten, deren höfische Zierlichkeit der Naumburg-Meißner Kunst verpflichtet ist. Mit der erhöhten Bautätigkeit des späten Mittelalters trat eine Wendung ein. 1477 förderte die Stadt die Niederlassung Ludwigs des Schnitzers aus Egra (Eger) wegen der „Meisterlichkeit" seiner Kunst, aber seine Arbeiten sind unbekannt. Heinrich Beyer verdankt seinen zweifelhaften Nachruhm mehr einem üblen Streich als dem einförmigen Spörener Altar von 1489. Von stärkerem künstlerischen Ehrgeiz und besserem Können zeugen der Theklaer und der Pförtner Altar von Hans Töpfer aus Kunitz bei Jena, der 1496 Leipziger Bürger wurde. Damit nähern wir uns dem spätgotischen Aufstieg. Wenn auch ein überragender Meister wie Hans Witten in Leipzig fehlt, der in der Schatz-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

gräberwelt des Erzgebirges Erstaunliches geschaffen hat, so ist an Beachtlichem genügend vorhanden. Zur Erfurter Plastik hat der lebenerfüllte Paulineraltar Beziehungen, der dem Plauen übergebenen früheren Hauptaltar der Thomaskirche verschwistert ist. Den Erasmus- und den Annenaltar, die beide für die von Benedikt Eisenberg 1515 vollendete Eutritzscher Kirche hergestellt worden sind, hat Wilhelm Rüdiger auf Grund von stilkritischen Erwägungen dem „Merseburger Kanzelmeister" und dem Thammenhainer Meister zugewiesen, und nach seiner Bestimmung führt der Weg des Knauthainer Meisters bis zu dem Höhepunkt der von Schmerz durchzitterten Plaußiger Madonna. Diese reizvolle, im mitteldeutschen Wesen wurzelnde Persönlichkeit könnte man versuchsweise mit Oswalt Schröter gleichsetzen, dem Maler-Schnitzer vor dem Peterstor, der von 1508 bis 1530 in Leipzig tätig war und mit dem Welserfaktor Hieronymus Walter in Verbindung stand. Wegen „künstlerischer Vortrefflichkeit" erteilte man 1516 Stephan Hermsdorf das Bürgerrecht, der die Stadt schon nach acht Jahren wieder verließ, nachdem er zeitweilig Obermeister der Malerinnung gewesen war — das Schaffen seiner letzten Lebensjahre in Freiberg steht im Zeichen der Spätgotik. Die Hauptwerke seiner Leipziger Zeit, die Altäre von Podelwitz und Landsberg bei Delitzsch, zeugen für sein Geschick, eine überlieferte Form durch kluge Verteilung und Abstufung mit anziehender Leichtigkeit zu erfüllen.

Ein einheimisches Bauhandwerk entwickelt sich als letzter unter diesen Berufen. Da die Naturbedingungen für das Steinmetzhandwerk in der Leipziger Umgebung fehlten, war sein Bestehen von der Voraussetzung abhängig, daß die Maurer sich selbständig machten. Unter Maurern verstand man alle, die mit Ziegeln arbeiteten. Das war endgültig erst mit der Innungsordnung von 1564 erreicht. Gleichwohl finden sich vorher schon Meister, 1506 sind es deren elf, und seit Mitte des 15. Jahrhunderts stellte die Stadt für kleine laufende Arbeiten einen Ratsmaurer und einen Ratszimmermann an, die einen Amtseid leisten mußten. Das hat jedoch mit den großen Aufträgen nichts zu tun. Für sie schloß die Stadt mit einem „Werkmann" ab, der sich die nötigen Hilfskräfte zusammenholte und selbst Jahresfixum, Entschädigung für Arbeitswochen, Naturalleistungen, Wohnung und Abgabenfreiheit erhielt. Der Werkmann ist der Architekt des Mittelalters. Die sogenannten Baumeister hatten als überwachende Vertreter der Stadt etwa die Stellung eines nichtfachmännischen Dezernenten für das Bau- und Grundstückswesen. Bauherren sollte man sie lieber nennen. Sie sind dabei häufig recht kundige Bauliebhaber gewesen. Als beruflich angelernte Stütze gab man ihnen 1504 einen Vogt bei, und aus diesem untergeordneten Posten eines technischen Helfers ist später das Amt des Baudirektors und schließlich des fachlich vorgebildeten Stadtbaurats hervorgegangen. Es ist deshalb kein Wunder, daß man bei wichtigen mittelalterlichen Bauvorhaben mit Auswärtigen verhandelte; so mit Arnold von Westfalen, dem bekannten Spätgotiker Mitteldeutschlands, und mit Erhart Bauer von Egra. Gelegentlich hat man sich auch von auswärts nach Leipzig um Rat gewandt, so als man Gregor Amme 1474 für das Delitzscher Rathaus zu gewinnen versuchte.

Durch Gewerbefleiß und Unternehmergeist wuchs das Selbstbewußtsein der Stadt, die nun auch die Herrschaft über die Bildungsmittel anstrebte. Im Schied von 1373 hatte die Stadt die Überlassung der Thomasschule nicht durchgesetzt; sie ließ es bei dieser Ablehnung nicht bewenden, sondern erwirkte sich die Genehmigung des Papstes, auf dem

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Nikolaikirchhof oder an anderer geeigneter Stelle für den Unterricht in den freien Künsten, der als Grundlage alles Wissens galt, eine eigene Stadtschule zu errichten. Es mag einiges gekostet haben, von dem geschäftstüchtigen römischen Papst Bonifaz IX., in der Zeit des Schismas, diese Zusage zu erhalten, die am 11. März 1395 erfolgt ist. Wenn die Eröffnung bis Michaelis 1511 auf sich warten ließ, so lag das daran, daß die Artistenfakultät der inzwischen neugegründeten Universität sich in ihrem Wirkungskreis bedroht fühlte und erst nach der Zusicherung einverstanden war, daß von auswärts kommende Schüler ihr zufallen sollten.

Nach der gleichen Richtung geistiger Verselbständigung weist der Gedanke einer Stadtbibliothek. Den Anstoß gab ein Vermächtnis, vorwiegend kanonischer Literatur, des Dekretisten Dietrich von Buckensdorf, an das sich 1522 eine zweite Stiftung für die „liberarey uf unserm Rathause" anschloß, die auf den Syndikus Dr. Peter Freytag zurückging. Offenbar schwebte zunächst die Schaffung einer Handbibliothek für Verwaltungszwecke vor; denn die „tintenklecksenden saecula" nahmen ihren Anfang. Leipzigs ältestes Stadtbuch, das „rotte alte Büchlein" von 1359, sah vorerst mit seinen lückenhaften Einträgen dürftig genug aus. Im 15. Jahrhundert entstehen die stattlichen Aktenreihen der Schöffenbücher, der Ratsbücher, der Stadtrechnungen, die, weit über ihre zeitgenössische Bedeutung hinaus, zu einer der wichtigsten Quellen der Stadtgeschichte geworden sind.

Seinen offensichtlichsten Ausdruck fand der städtische Kulturwille in der Übernahme der Musikpflege. Es war der unscheinbare Beginn einer herrlichen Orchesterentwicklung, daß am 10. Juli 1479 Meister Hans Nagel mit zwei Söhnen als Stadtpfeifer verpflichtet wurde. Von jetzt ab spielten – durch silbernes Schild gekennzeichnet – städtische Kräfte bei Hochzeiten, Innungsfestlichkeiten und anderen großen Anlässen, und Marktmusiken bürgerten sich ein. Die neue Einrichtung wurde zu einem festen Bestandteil, ja noch mehr zu einem Schmuck des städtischen Lebens, wenn sie auch mit den Hofkapellen nicht wetteifern konnte, die sich um diese Zeit zu großer Bedeutung erhoben.

Nach diesem Überblick über die kulturschaffenden Kräfte in Leipzig vergegenwärtigen wir uns nun, wie das Stadtbild sich unter ihrem Einfluß gestaltete.

Die Stadt am Ausgang des Mittelalters

Gerade in einem Augenblick, als viel Mittelalterliches der Vernichtung anheimfiel, entstand die erste Bildurkunde von Leipzig. Sie stellt die trutzige Einheit einer spätgotischen Stadt vor Augen, die auch eine dreiwöchige heftige Belagerung im Jahre 1547 überdauert hat. Nur wenig beschädigt ragen die Türme empor, mit deren fünfzehn nach einem damaligen Verzeichnis der doppelte Festungsring ausgestattet war, und bestimmen den malerischen Umriß der Stadtsilhouette. Auch die kastellartigen vier Haupttore sind stehengeblieben.

Während die moderne Verteidigungsanlage im Nordosten, die Schönefelder Bastei, standgehalten hat, liegt die Pleißenburg, der Eckpfeiler des Südwestens, in Trümmern und liefert den Beweis, daß eine Gruppe „fester" Häuser, aus denen das herzogliche

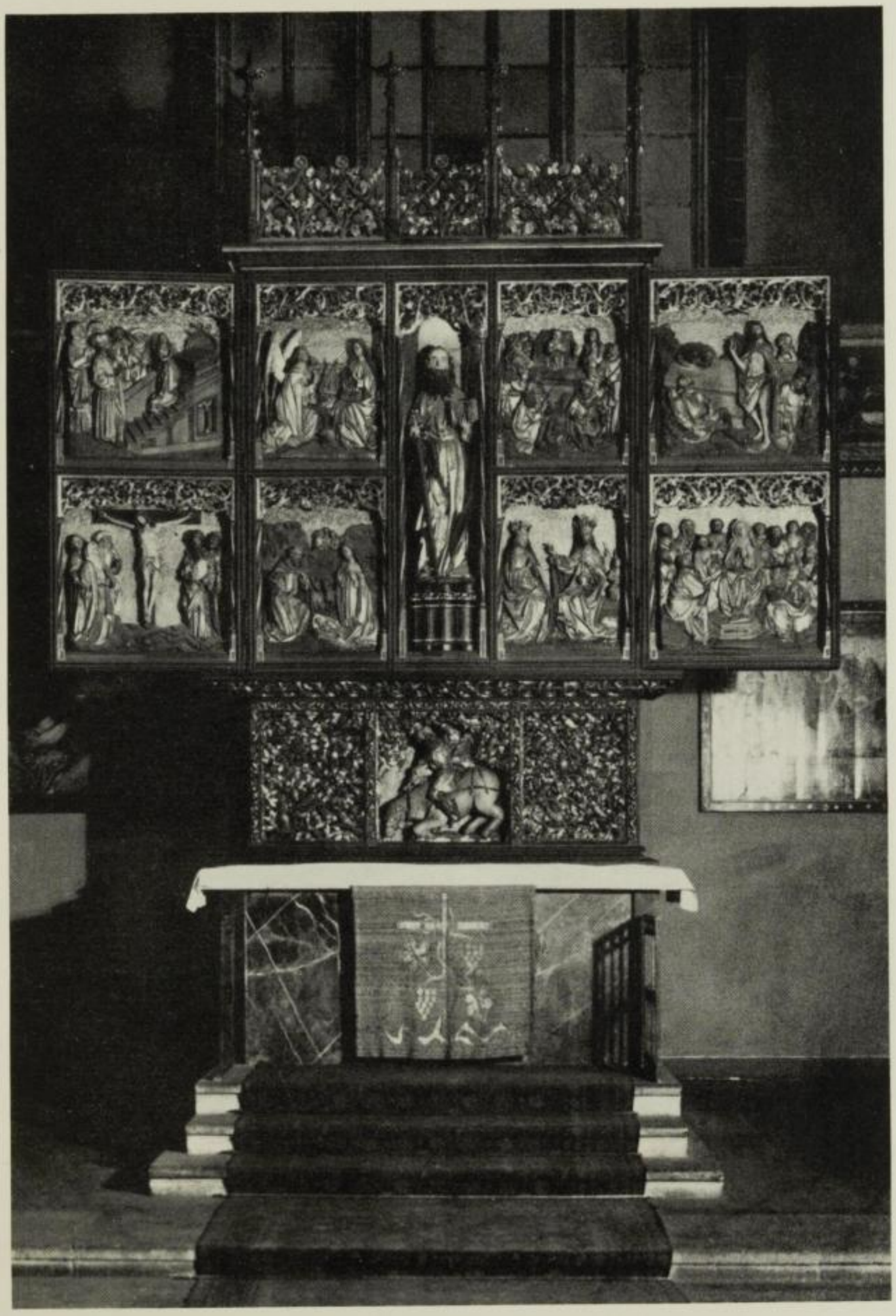
SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

1 Leipziger Bodenfunde aus dem 13. und 14. Jh.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

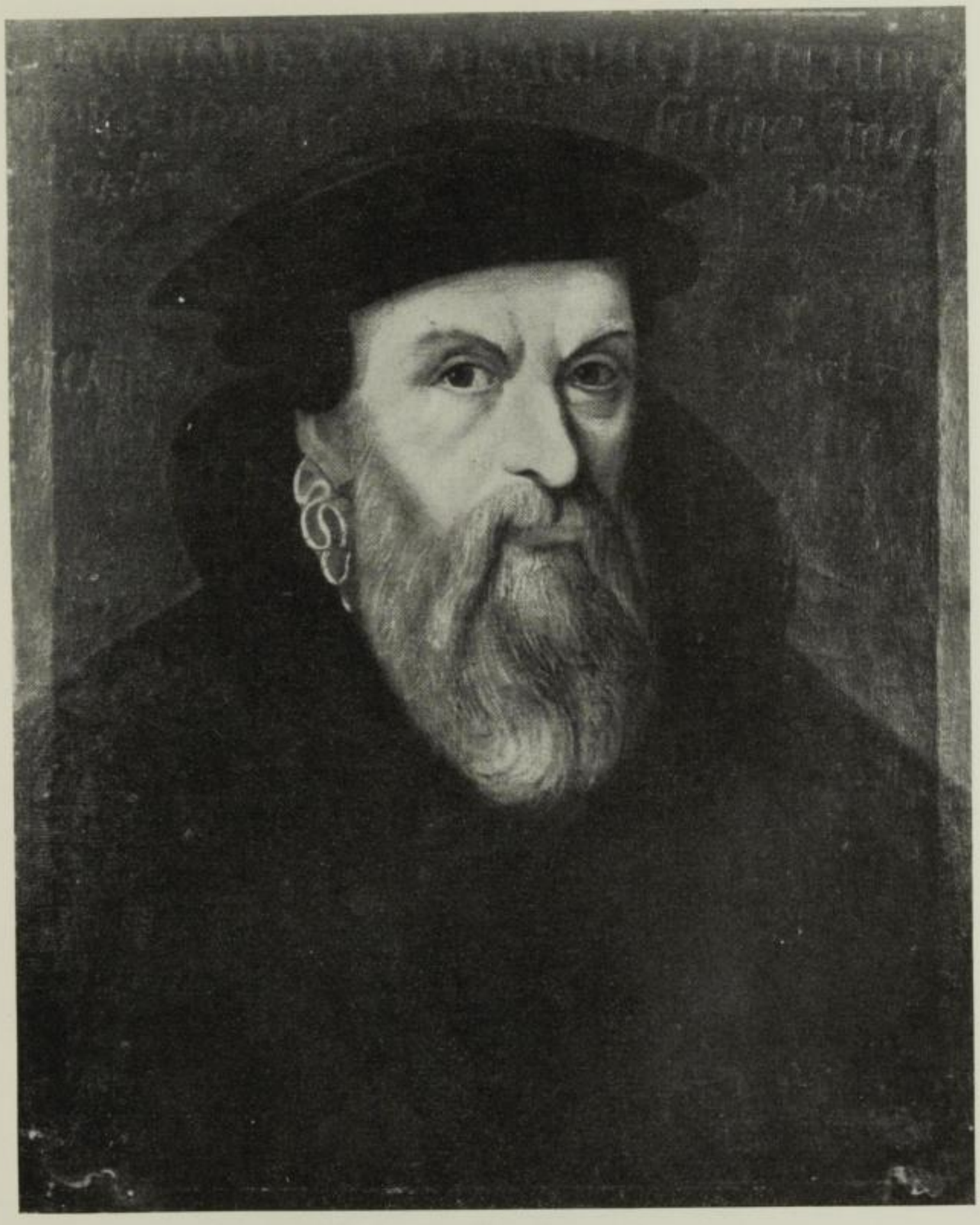
2 Sächsische Silbermünzen des 15. Jh. u. 16. Jh. (Groschenstücke, darunter ein Klappmützentaler von 1510)

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ



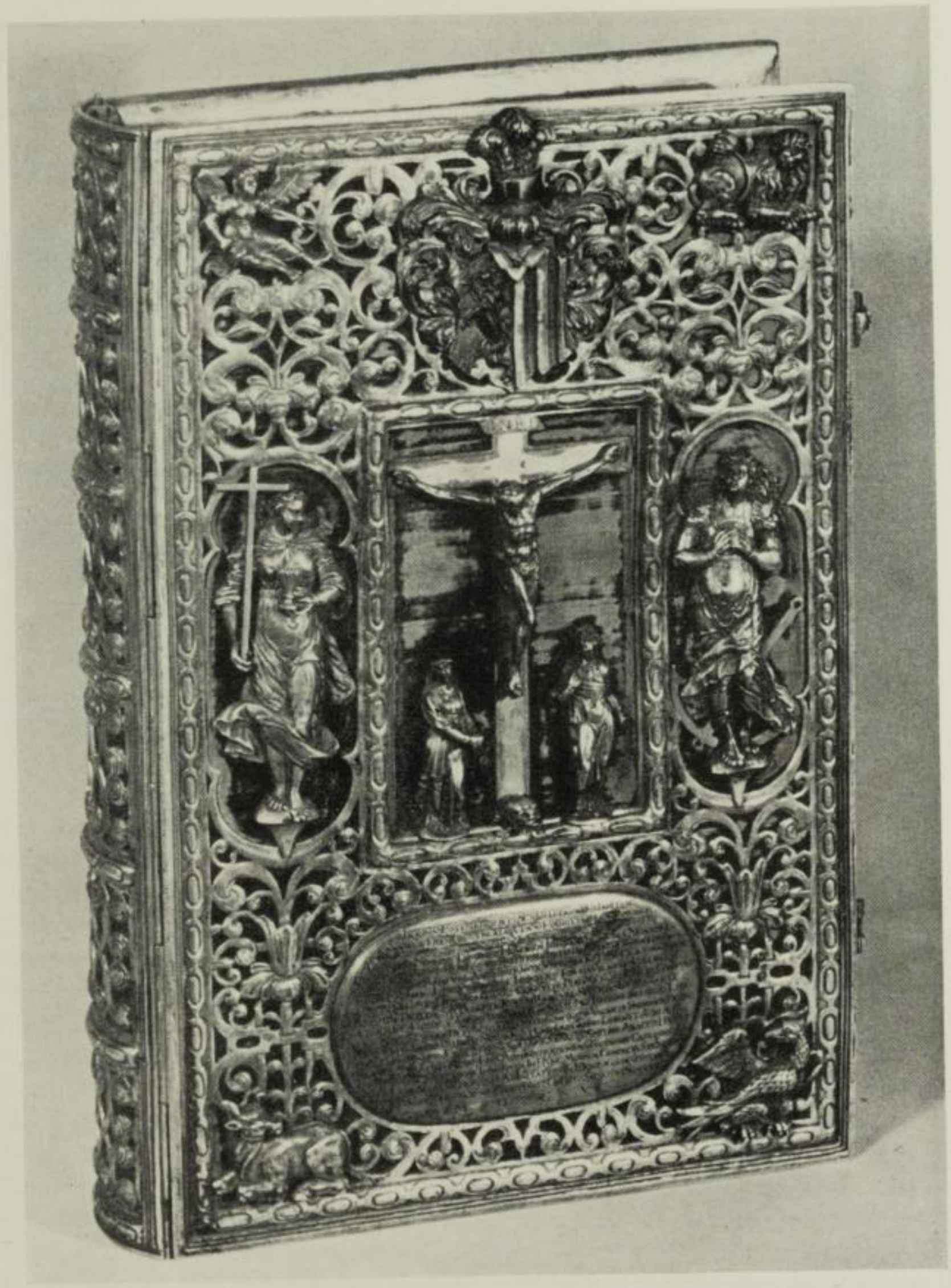
3 *Altar der Paulinerkirche, um 1500 entstanden*

4 Maria und Johannes von Steffen Hermsdorf,
dem Meister des Podelwitzer Altars, entstanden um 1529



5 Der Leipziger Professor Joach. Camerarius (1500—1574)

6 Leipziger Stadtwappen von 1580
von dem Leipziger Goldschmied Manasse Steinber



7 Silberne Eidbibel des Leipziger Rates
1605 vom Leipziger Goldschmied Hans Reinhart d. J.

8 Häusergruppe in der Katharinenstraße, Leipzigs Prachtstraße im Barock.
Kupferstichprospekt von Schreiber um 1717

Schloß bestand, einer fortgeschrittenen Waffentechnik nicht mehr gewachsen war. Am wenigsten hat der vorspringende Turm gelitten, der dem übrigen Mauerwerk zur Deckung diente.

Im Stadtkern sind die Kirchen beherrschend mit ihren gewaltigen spätgotischen Baukörpern. Nur das Westwerk der Nikolaikirche ist ein sichtbarer Rest romanischer Zeit, die Kirche selber ist durch einen Umbau, den Benedikt Eisenberg in den Jahren 1513 bis 1525 vorgenommen hat, dem architektonischen Gesamtcharakter der Stadt angeglichen. Wegweisend für Leipzig war die Form gewesen, die 1482 bis 1496 die Thomaskirche erhalten hatte, — wir wissen nicht genau, ob durch den Weißenfelser Claus Roder oder durch den Konrad-Pflüger-Schüler Blasius Börer —; Herbert Griebitzsch bezeichnet sie sogar als „schulbildend für die obersächsische Bewegung". Auch auf die Franziskaner- und die Paulinerkirche hatte sich die gleiche Erneuerungslust erstreckt.

Die Bezirke der Universität und der Klöster zeichnen sich durch Stattlichkeit von den bürgerlichen Wohngegenden ab. Im Westen erstreckte sich der Besitz des Thomasklosters, dessen hochgieblige Gebäude sich um die überragende Kirche gruppierten, bis in die Pleißenaue. Nördlich davon, auf dem Barfußberge, umgab das Kloster der Franziskaner wie eine Kleinsiedlung Kirche und Kreuzgarten. Die stattlichste und geschlossenste Anlage — vom Georgennonnenkloster fehlt uns die Anschauung — war unstreitig das Dominikanerkloster. Südlich an die Paulinerkirche anschließend, verteilten sich seine Räume um vier Gärten. Alles, was der Wirtschaft diente, befand sich zu ebener Erde: das Sommer- und das Winterrefektorium, die Küche, das Speisegewölbe, die Brauhäuser. Im ersten Stock dehnten sich Schlafsäle, Gastzimmer und vor allem die große und kleine Bibliothek aus. Man betrat das Kloster von der Stadtseite; aber dem Reisenden, der von Osten her sich Leipzig näherte, mußte sich der Anblick des Klosters aufs tiefste einprägen: über einem Sockel rautenförmig gekreuzter, grünglasierter Ziegelstreifen zog sich ein gotischer Terrakottafries in vierzig Meter Breite hin, der aus Christusköpfen bestand — ein ernster, feierlicher Schmuck, dessen Gedanke wohl niederdeutscher Bauplastik entstammt.

Im Vergleich mit diesen Schöpfungen kann die Bautätigkeit der Stadt nur als geringfügig bezeichnet werden. Die Errichtung sächsischer Rathäuser setzte Ende des 13. Jahrhunderts ein. Ihr Vorkommen ist 1284 für Bautzen, 1295 für Dresden, 1297 für Grimma, um 1300 für Freiberg, 1305 für Naumburg belegt. Wir dürfen annehmen, daß Leipzig in diese Reihe sich einfügt, zumal die Rathäuser nicht nur Amtshandlungen dienten, sondern auch Kaufräume enthielten. Bei der Erneuerung des Leipziger Rathauses von 1906 bis 1909 ist ein Biforenfenster von etwa 1230 aufgefunden worden; es würde jedoch immerhin gewagt sein, diese Jahreszahl als Anfang zu setzen. Die ersten urkundlichen Erwähnungen sind von 1391 bis 1394. Damals bestätigte Bonifaz IX. Plan und Einweihung einer Marienkapelle im Rathaus, das übrigens in älterer Zeit — unter vorwiegender Betonung seines Handelszweckes — als Schauhaus, „theatrum", bezeichnet wurde. Ein Auftrag, der hundert Jahre später Hans Moller, dem Maler, erteilt wird, steht mit der Rechtsprechung in Verbindung; er sollte nämlich für die Ratsstube eine Darstellung des Weltgerichts, ein sogenanntes „judicium" verfertigen, als eindringliche Mahnung für die Urteilsprechenden. Das einzige, was wir

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

vom Äußeren des Gebäudes wissen, verdanken wir dem Blick aus der Schrägperspektive von 1547. Danach hatte es am Ausgang des Mittelalters seinen späteren Umfang erreicht; sein mächtiges Satteldach trug aber damals nur einen bescheidenen Dachreiter.

In ihrer spätgotischen Massigkeit fallen noch zwei wichtige Nutzbauten der Stadt ins Auge: das Gewandhaus, dessen etwas älterer Nordflügel Ende des 15. Jahrhunderts noch um den sogenannten Zeughausflügel an der Universitätsstraße erweitert wurde, und das unweit vom Peterstor gelegene sechsstöckige Kornhaus, das aus den Jahren 1523 bis 1529 stammte. Später ist es meist als Magazin bezeichnet worden, und die Magazingasse erinnert noch heute an sein früheres Vorhandensein.

Aber wir dürfen auch den Kleinbau nicht außer acht lassen; denn wie die Werktage im Jahr, so überwiegen in der Stadt die Bürgerhäuser. Die Anlage des in unserer Gegend verbreiteten fränkischen Bauernhauses wirkt im Leipziger Bürgerhaus nach. Man trat vom Flur aus linker Hand in die Wohnstube, rechter Hand in die Werkstatt (unter ländlichen Verhältnissen war es der Stall gewesen). Nach Lockerung des Hallenzwanges, der bis ins 15. Jahrhundert bestand, beanspruchte das Kaufgewölbe Platz, und nun ist der Bann für die Entwicklung des Geschäftshauses gebrochen.

Als ursprünglichen Baustoff werden wir uns Lehm und Holz zu denken haben. Einen wesentlichen Fortschritt bedeutete dann das ausgemauerte Fachwerk, wie es sich noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in Leipzig vorfindet. Überhänge waren üblich, werden aber 1559 verboten, ohne daß vorkragende Stockwerke nun sofort beseitigt worden wären. Aus der ältesten Feuerordnung, die im 16. Jahrhundert erlassen wurde, geht hervor, daß lange das Schindeldach überwog. Sie gibt Anweisung, wie die Schindeln bei Feuersbrünsten weggestoßen werden sollen. Bei einem der nördlichen Festungstürme wird die Eindeckung mit Schiefer hervorgehoben.

Seit dem 15. Jahrhundert ist Fensterverglasung anzunehmen. Schüsselförmige Ofenkacheln gotischer Zeit kommen bei Grabungen häufig zu Tage. Sie wurden von Flachkacheln verdrängt, an deren reicherer Ausschmückung man sich erfreute.

Während an manchen Stellen, so in der Burgstraße und selbst am Neumarkt, bis ins 16. Jahrhundert vereinzelte Scheunen erblickt werden konnten, gab es auch Gegenden von nahezu geschlossener Ansehnlichkeit. Die stattlichsten Bürgerhäuser, vielfach dreistöckig, mit gewölbtem, massivem Untergeschoß lagen am Markt, auch die Katharinenstraße blieb dahinter kaum zurück, und noch anderwärts lassen hohe Stufengiebel auf gediegene Bauwerke vergangener Zeit schließen. 1481 saßen am Markt sechs der reichsten Leute, darunter Cunz Funcke, Cunz Staufmehl, Bürgermeister Scheibe, Jacob Blasbalg, Herzog Albrechts Rentmeister, d. h. sein oberster Finanzbeamter. Auf den Eindruck solcher Häuserreihen mag sich wohl der übersteigerte Lobspruch des Erasmus Sarcerius bezogen haben, der allerdings erst aus dem Jahre 1537 stammt: „An Häuserpracht überragt Leipzig alle Städte Deutschlands. Die Häuser sind ganz aus Stein, innen mit Holz getäfelt, außen schön und kunstvoll bemalt." Denn Stein war kostbar in der Leipziger Tieflandsbucht. Man verwertete zwar die Brüche von Seegeritz, Taucha, Zwenkau, aber das beste Material mußte weither bezogen werden: Muschelkalk aus dem Unstruttal, Weißenfelser Sandstein aus dem Saaletal, Elbsandstein von Pirna, Porphyrtuff von Rochlitz. So mußte sparsam verfahren werden, selbst manche an-

spruchsvollen Bauten verwenden Steinfassungen nur an betonteren Stellen, etwa Fenstergewänden und Portalen, und begnügen sich sonst mit Ziegeln.
Häuser mit Nutzgärten waren, auch außerhalb der Klosterbezirke, noch keine Seltenheit, obwohl bei steigender Bevölkerung sich das Grün schon damals aus der Stadt zurückziehen mußte und der Anbau größerer Flächen überhaupt nur vor den Toren möglich war. Kroker hat einige zwanzig Gärten rings um die Stadt für das Jahr 1529 berechnet. Dazu kamen noch Vorwerke und Weinberge. Denn auch um Leipzig ist Weinbau betrieben worden; ausdrücklich ist von einem Weinberg der Georgennonnen die Rede, und bis 1858 trug in Erinnerung an frühere Rebenbepflanzung ein Grundstück auf dem Südteil des Augustusplatzes den Namen „Das Weinnäpfchen".

Die Grundlage alles städtischen Lebens war die Nahrungsmittelversorgung, die wachsende Anforderungen stellte. Leipzig war von Anfang an auf Zufuhr angewiesen. Wohl wurde von einzelnen etwas Landwirtschaft betrieben, wie die bei den Schneidern übliche Verpflichtung der Gesellen zur Erntehilfe und der Einsatz von Schülern beweisen, aber der Ertrag genügte — volkstümlich ausgedrückt — „kaum für den hohlen Zahn", und selbst das vom Markgrafen Otto geschaffene Wirtschaftsgebiet reichte zur Verpflegung nicht aus, so wichtig es für die Beschaffung bäuerlicher Erzeugnisse war. Man hat Vieh aus Ungarn und Polen nach Mitteldeutschland eingeführt und auch Korn von auswärts bezogen. Wein, Honig, Fische sind größtenteils Handelsware gewesen, und wer auf Delikatessen fremden Ursprungs, besonders auf das beliebte Konfekt, Wert legte, der brauchte nur an den Ständen, später in den Gewölben der Kramer sich umzusehen, denen der Verkauf der „Pfennigwerte" überlassen war. Alltäglicheres fand er bei den Höken, die vom Marktvogt branchenmäßig geordnet, die Obsthändler von den Butter- und Geflügelhändlern getrennt, „an der Zeil" ihre aus dem weiteren Umkreis zusammengeschleppte Ware veräußern durften. Die Preise waren durch behördliche Taxen festgesetzt. Beschaffenheit und Gewicht wurden in Fleischschau und Brotschau geprüft, ursprünglich unter Hinzuziehung geschworener Meister, später vom Vertretern der Bürgerschaft.
Aus alledem geht hervor, daß die Bevölkerung den Tafelfreuden nicht abhold war. Jede Gelegenheit dazu wurde gern wahrgenommen, und Familienfeiern, Magisterschmäuse und Meisteressen sind oft in geradezu üppiger Weise veranstaltet worden. So hielt man sich für die Fastenzeiten schadlos, an denen nur Fischkost statthaft war. Getrocknete, gesalzene und geräucherte Seefische waren in der Fastenzeit ein sehr begehrter Artikel. Der Kleriker Martin Schindel stiftete 1434 ein Legat von hundert rheinischen Gulden, aus dessen Zinsen arme Leute mit Heringen beschenkt werden sollten.
Das verbreitetste Getränk — den Bürgern ebenso unentbehrlich wie den Studenten und Mönchen — war das Bier. Etwa zweihundert Häuser in der Stadt hatten die Brauberechtigung. Ihre Besitzer, die Brauerben oder Braugäste, erhielten in der Zeit vom September bis April durch den Stadtschreiber Zulassungsmarken, die Bolete, und konnten nun in den Brauhäusern der Brauherren Bier herstellen lassen, für eigenen Gebrauch wie für den Verkauf. Die brauberechtigten Häuser hatten nebenbei Gastwirtschaft, und schon wegen der Messe legte der Rat Wert darauf, daß diese Ein-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

richtung bei Besitzwechsel erhalten blieb. Schankprivileg für fremde Biere hatte bis tief ins 19. Jahrhundert der Burgkeller, der sich ursprünglich nicht am Naschmarkt, sondern im Waagegebäude am Markt befand. Die Biereinfuhr, die auch der Universität zustand, hat zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben.

Über das Leipziger Bier ist ausgiebig geschandmault worden. Man nannte es „Rastrum", „Harke", weil es das Innere wie eine Harke durchwühle, stellte es aber doch noch über das Klosterbier, den „Kofent". Ein makkaronischer Hexameter in einer Erfurter Universitätsrede von 1515 bestimmt das Wertverhältnis der beiden Sorten in folgender Weise: „Eyn topff scherpentum zwen rastrum dat spanque coventum", was etwa wiederzugeben wäre mit „Kofent kannst du leicht erwerben: Füll zu Rastrum Spän' und Scherben."

So war es nicht verwunderlich, wenn man bei Festlichkeiten auswärtige Biere bevorzugte: das Einbecker, das Belgernsche, das Zerbster, das Naumburger, das Torgauer. Sie standen natürlich auch höher im Preis. So kostete ein Faß Torgauer Bier, das 360 Kannen enthielt, 10 Gulden, das Doppelte des Rastrum.

Die Fremdenversorgung, die für die Messestadt größte Bedeutung hat, befand sich in einem Übergangszustand. Mehr als ein Viertel der Bewohnerschaft, die damals 20 000 zählte, machten 1449 die Fremden in Nürnberg aus. Im kleineren Leipzig, wo eine genaue Feststellung darüber fehlt, mag ihr Anteil sogar beträchtlicher gewesen sein. Noch war das Wirtsgewerbe kein abgegrenzter Beruf, und die Rolle des Gastfreunds, wie er aus der Vorzeit bekannt ist, nicht ausgespielt. Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts entstehen zahlreiche geräumige Ausspannhöfe an den Zufahrtsstraßen der Stadt, dem Brühl, der Fleischergasse, der Hainstraße und anderwärts und werden landsmannschaftliche Absteigequartiere zu Gästehäusern, so Nikolaistraße 6 die Wittenberger Herberge, Fleischergasse 21 die Stadt Frankfurt, Kupfergasse 12 der Dresdner Hof.

Um die Auswärtigen vor Überteuerung zu schützen, bestimmte Herzog Moritz 1543 den Aushang einer Taxe. Eine Mahlzeit von vier Gerichten durfte zwei Groschen kosten. Gegen einzelne Mißstände war man schon früher vorgegangen. 1467 wurde aus Anstandsgründen verordnet, daß „offenbare Frauen" in keiner Schenke zu dulden seien und nur außerhalb des Hauses Getränke erhalten dürften. Auch der einreißenden Unsitte des Zutrinkens suchte man seit Beginn des 16. Jahrhunderts zu steuern.

Noch sehr primitiv war die öffentliche Gesundheitspflege. Unrat häufte sich auf den Straßen, für deren regelmäßige Säuberung noch nicht gesorgt war; in Tagerinnen, den Abzuchten, wie man dem lateinischen aquaeductus nachgebildet hatte – flossen die Abwässer und verpesteten die Luft. Die Leichenbestattung innerhalb des Mauerrings wurde zwar bereits als seuchenfördernd erkannt, erfuhr jedoch erst am 13. Januar 1536 durch Verordnung Herzog Georgs eine durchgreifende Neuregelung. Von da an war der Johannisfriedhof im Osten der Stadt der allgemeine Begräbnisplatz.

Fortgeschrittener war das Spitalwesen. Das erste Leipziger Krankenhaus (St. Georg) entstand 1213 in Verbindung mit dem Thomaskloster. Noch im gleichen Jahrhundert kam das Johannishospital, das abseits vor dem Grimmaischen Tor lag, als Isolierstation der „Sondersiechen" hinzu. Seit dem späten Mittelalter nahm die städtische Obrigkeit dies Arbeitsgebiet für sich in Anspruch.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Gebadet wurde häufig; es gab Gelegenheit zu Dampfschwitzbädern und warmen Wannenbädern. „Seelbäder" für Unbemittelte wurden gestiftet. Die Hospitaliten hatten jede Woche ihren Badetag. An den „Laßtagen", d. h. den nach Ausweis des Kalenders zum Aderlaß geeigneten Terminen, ließ man sich schröpfen, um die Säfte im Gleichgewicht zu halten, was ja bis in die Gegenwart als gesundheitsdienlich gegolten hat. Für Kopfwäsche und Haarschneiden war gleichfalls Vorsorge getroffen. Ob in einzelnen Fällen die gute Wirkung durch reichliches Essen, Trinken und Ausschweifungen sofort wieder in Frage gestellt wurde, läßt sich kaum entscheiden. Wahrscheinlich haben sich jedoch die derberen Genüsse nicht auf das Frauenhaus beschränkt.
Der Ausdruck Ziegelstube, der für die im Jahre 1301 dem Thomaskloster geschenkte Baderei an der Pleiße gebraucht wird (stupam balnearum, quae dicitur Cigelstube), läßt auf die Inneneinrichtung schließen. Von der Badestube des Georgenhospitals erfahren wir, daß seit der Ostermesse 1503 das Wasser den Pfannen durch eine „Kunst" zugeführt wurde, auch verfügte sie, außer den getrennten Auskleideräumen, über Bade-, Schwitz- und Ruheraum und konnte mithin verwöhnteren Ansprüchen genügen. Die Ausführung einer „Röhrenfahrt" in den Jahren 1498 bis 1504, der ersten Leipziger „Wasserleitung", bewies, daß die technische Fertigkeit für größere Anlagen vorhanden war.
Die Sorge für die Sicherheit lag den Viertelsmeistern und in den Vorstädten den Gassenmeistern ob. Bei Feuersgefahr und bei Unruhen hatten sie die Abwehr zu leiten. 1465 wurden acht „Nachtzirkler" — so benannt, weil sie zu Rundgängen verpflichtet waren — als Wächter angenommen. Viel Plack hatte man mit der Bewältigung eines alle Gegenden überflutenden Bettlertums, das aus durch Krieg, Seuchen, Naturkatastrophen und durch wirtschaftliches Mißgeschick Verarmten bestand, aber nach zeitgenössischen Schilderungen auch einen Zuschuß von Gaunertum aufwies. Sie wandten sich an die kirchliche Mildtätigkeit und schröpften nach Kräften alle, die etwas besaßen. Sie verstanden es, festliche Anlässe wahrzunehmen. Eine Messestadt war in besonderem Maße von ihrem Zustrom bedroht, und es war nötig, sich gegen das auswärtige Bettlertum zu wehren. Man führte deshalb in Leipzig, wie seit 1487 in Dresden, Bettlerzeichen ein, die gegen Gebühr ausgegeben wurden und am Hute getragen werden mußten. Zur Überwachung wurde ein Bettelvogt eingesetzt. Damit ließen sich natürlich nur die übelsten Auswirkungen verhüten, eine auch nur teilweise Beseitigung bedurfte tieferer Eingriffe. An der Linderung der Armut arbeitete ein freiwilliges Stiftungswesen mit, das sich seit Mitte des 15. Jahrhunderts zunehmend von sozialen Gesichtspunkten bestimmen ließ. Als Hilfe in zeitweiliger Bedrängnis schlug der rechts- und verwaltungskundige Cuppener die Einrichtung eines Leihhauses vor, wie es in Nürnberg seit 1498 bestand.

Zahlreiche Feiertage brachten Abwechslung in das enge Alltagsleben. Zu dramatischer Ausgestaltung der hohen Feste des Kirchenjahres in großem Stil ist es in Leipzig allerdings nicht gekommen, nur zu einfachen Veranschaulichungen der Heilsgeschichte für die Gläubigen. Zu ihnen gehörte die Palmeselprozession, bei der man mit einer (nicht mehr vorhandenen) Holzplastik Jesu Einzug in Jerusalem darstellte. Ältere Mittsommerbräuche erhielten sich im Johannisfest, das als Fest des ehemaligen Ortspatrons

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

sich besonderer Vorliebe bei der Bevölkerung erfreute. Johannisfeuer sind – wohl auch wegen ihrer Gefährlichkeit – früh aus der Übung gekommen, aber die Wurzelknollen des gefleckten Knabenkrautes wurden als „Glückshändchen" verkauft, und eine Wanderung zum Gesundbrunnen wurde vorgenommen, zu dem nach frommer Sage Maria selbst den Weg gewiesen hatte.

Zu einem Hauptfeiertage der Leipziger entwickelte sich das Fronleichnamsfest. Es war jüngeren Ursprungs: 1254 hatte es Papst Urban IV. für die Kirche angeordnet, und in der Erzdiözese Magdeburg erhielt es erst wirkliche Bedeutung, seit es Erzbischof Friedrich III. (1445 bis 1464) durch den Legaten und berühmten Denker Nikolaus Cusanus hatte einführen lassen. In dem Gedicht „De orgiis corporis Christi", das der Rat 1512 seinem Verfasser, dem Humanisten Johannes Beuschel auf Rothenburg (mit Gelehrtennamen Tuberinus Erythropolitanus benannt), mit einem Gulden und 45 Groschen honorierte, besitzen wir eine genaue Schilderung des Festzuges. An richtiger Stelle eingereiht zu werden, war Ehrensache, und die Ablehnung vermeintlicher Ansprüche konnte zu langwierigen Verwicklungen führen. Soweit kam es in Leipzig nicht. Durch Vertrag vom 21. Juni 1511 wurde eine wichtige Rangfrage entschieden und die kerzentragenden Studenten in den Farben der vier Universitätsnationen zwischen die Barbiere und das Sakrament eingeschoben, während das Gros der Studentenschaft seinen alten Platz vor der städtischen Geistlichkeit und den Doktoren der Theologie behielt. Die silbernen Heiligenfiguren aus Kirchen und Klöstern kamen ans Licht. Der Rat, der ebenso wie die Würdenträger der Universität im Zuge schritt, hatte die Straßen mit Gras bestreuen und die Kirchen mit Maien schmücken lassen. Durch Heranziehung auswärtiger Kräfte, etwa der Freiberger Trommler, wurden an diesem Tage die Stadtmusikanten verstärkt. Zu all diesen Aufwendungen kamen noch Wein- und Bierspenden für die Klöster. Die Prozession ist wohl die farbenreichste Leipziger Feier des ausgehenden Mittelalters gewesen. 1538 hat sie zum letztenmal stattgefunden.

Marienverehrung wie Annenkult standen in Blüte; der 25. März, Mariä Verkündigung, wurde hoch gefeiert. Die Jugend hatte ihre eigenen, mit munteren Gebräuchen verbundenen Feste: den Gregoriustag (12. März), an dem die Neulinge in die Schule einzutreten pflegten, das Fest der heiligen Katharina am 25. November und den „Nikolaus" am 6. Dezember. Einige von diesen Gepflogenheiten erhielten sich weit in die protestantische Zeit.

Man ließ sich wohl zu weihevoller Stimmung emporheben, aber man suchte nicht minder für die Strenge vorgeschriebener Bußzeiten Entschädigung in aufschäumender Lebenslust. In der Genußfreude des Martinstages (am 11. November) und der Quatember, die allerdings als übliche Zahlungstermine auch ihre minder angenehme Seite hatten, kam das zum Ausbruch und erreichte den Höhepunkt in der Fastnachtszeit. Neben Schmausen, Trinken, Tanzen, Tollen, Mummenlaufen (Maskenumzug) galt jederlei Narreteiding, und mancher Scherz erreichte ein übles Ende. So tötete 1499 eine Magd einen „Mummer", der sie als Unverheiratete vor einen Pflug spannen wollte. Der Sinn des alten Fruchtbarkeitszaubers war nicht mehr gegenwärtig, so daß man ihn als Verhöhnung mißdeutete. Fastnachtsspiele wie in Nürnberg oder in Lübeck gab es in Leipzig nicht, aber an Abwechslungen kann es nicht gefehlt haben, sonst hätte Kurfürst

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Friedrich der Sanftmütige seinen Bruder Herzog Wilhelm nach Beendigung langer kriegerischer Auseinandersetzung nicht zur Leipziger Fastnacht eingeladen.
Von religiösem Zusammenhang ist bei diesen Gelegenheiten nicht mehr viel zu spüren. Ebenso tritt bei den Festen der Innungen und der Schützen die Neigung zur Verweltlichung hervor. Die Schützen pflegten in Anlehnung an adlige Bräuche den bürgerlichen Wehrgedanken. In Wett- und Preisschießen, zu denen die Brudervereine der Nachbarschaft eingeladen wurden, maßen sie ihre Geschicklichkeit. Ein Landesschießen wurde 1498 in Leipzig abgehalten. Das Bestreben, auch mit Aufwand sich hervorzutun, lag nahe, und so kommt es, daß den Schützen schon 1454 in einer Polizeiverordnung gegen den Luxus ihre üppigen Schmausereien (qwesse) übel vermerkt werden.
Die Geschichte jeder bedeutenden Stadt verzeichnet große Festlichkeiten aus einmaligem Anlaß. Leipzig hat zahlreiche Besuche von Landesherren, des Bischofs und anderer vornehmer Gäste gesehen. 1216 weilte der junge Hohenstaufenkaiser Friedrich II. im Bereiche der Stadt. Von Huldigungen und Landtagen berichtet die Überlieferung seit Beginn des 15. Jahrhunderts. Unter großem Trauergeleit fand im März 1484 die Beisetzung der Kurfürstin Elisabeth in der Paulinerkirche statt. Am 26. August des folgenden Jahres wurde der hochwichtige Vertrag über die Teilung Sachsens in der Pleißenburg abgeschlossen, und welche Verschwendung das an Edelmetallen reiche Land sich leisten konnte, lernten die Leipziger kennen, als am 11. Dezember 1496 die prunkvolle Hochzeit Herzog Georgs mit Barbara von Polen im Gewandhaus ausgerichtet werden mußte, weil die Pest in Dresden ausgebrochen war. Gegen 6500 Gulden (weit über eine Viertelmillion Mark) betrugen die Kosten für Bewirtung, Unterbringung der Gäste und die Ehrengeschenke. Auch an Turnieren von Fürsten und Adligen hat es in Leipzig nicht gefehlt; nach Ausweis seines Turnierbuches war Johann der Beständige in den Jahren 1488 bis 1497 an etwa einem Dutzend Leipziger Turniere beteiligt.
Leider fehlen anschauliche zeitgenössische Berichte, aber weit mehr vermissen wir Zeugnisse darüber, wie die erschütternden Vorgänge des Mittelalters auf die Stadt wirkten. Leipzigs Geschichte ragt noch in die Zeit der Kreuzzüge hinein. Der schwarze Tod und die Exaltiertheit der Geißler müssen die Bevölkerung aufgewühlt haben. Die meisten Spuren hinterließen die Hussitenzüge auf dem flachen Lande. Kaum atmete man auf, gewann die Türkengefahr immer drohendere Gestalt. Gleichzeitig kämpften die Reformkonzilien gegen Schisma und schwere Mißstände der Kirche.
Und manche andere Fragen, namentlich des religiösen Lebens, bleiben unbeantwortet. Wir hören selten von Fahrten in das „Heilige Land"; Dr. med. Valentin Schmidburg ist einer der Leipziger gewesen, die dorthin als Pilger gezogen sind, Romreisen werden gelegentlich erwähnt. Andere haben sich mit näheren Wallfahrtsstätten begnügt, etwa zur Heiligenkreuzkapelle in Olschwitz, die auf dem Gelände der heutigen Märchenwiese lag, oder mit einer „Wasserwallfahrt" zu dem kaum weiter entfernten Marienbrunnen. Allerdings sind trotz heftiger Abmahnungen zahlreiche Leipziger in die Priegnitz zum heiligen Blut von Wilsnack gepilgert. Wallfahrten zum heiligen Benno in Meißen sucht man noch kurz vor der Reformation einzuführen. Erhaltene Reliquienverzeichnisse bezeugen einen eingewurzelten Reliquienkult. Der Gnadenspende des Ablasses haben sich viele gläubige Gemüter bedient, bis man schließlich bei zunehmen-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

der Ausschreibung in ihr mehr oder weniger eine Beutelschneiderei erblickte. Feierlich empfangen zog Silvester 1502 der päpstliche Legat Kardinal Raimund Peraudi mit Ablaßbriefen in Leipzig ein. Daß die Ablaßfrage eine entscheidende Rolle spielen sollte, war noch nicht zu spüren.

In dem Städtebuch von Braun und Hogenberg findet sich eine Leipziger Stadtansicht mit der Jahreszahl 1572, die als Beischrift einen knappen Text aufweist, der folgendermaßen lautet: Lipsia litterarum studiis et mercatura celebre Misniae oppidum (Leipzig, eine durch Wissenschaft und Handel berühmte Stadt des Meißnischen Gebietes). Es war eine glückliche Prägung, die durch die Jahrhunderte in guten wie in bösen Zeiten Gültigkeit behalten hat. Handel und Wissenschaft, das waren die bezeichnendsten Grundzüge der Stadt, die nicht bloß in Worten, sondern auch in der Architekturplastik Ausdruck fanden. Die Gestalten von Merkur und Minerva sind immer wieder als Sinnbilder von Handel und Wissenschaft verwandt worden und verraten einen festwurzelnden Heimatstolz.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

LEIPZIG IM ZEITALTER DER REFORMATION

Buchdruckerkunst und Humanismus

Eine technische Neuerung und eine mitreißende geistige Bewegung – die Druckkunst und der Humanismus – leiten das neue Zeitalter ein, verbünden sich miteinander und steigern so die ihnen innewohnende Wirkung. Man kann mit Fug und Recht sagen, daß eine Glücksstunde der Kulturentwicklung eingetreten war. Während der Humanismus eine zeitgebundene Strömung war und vorwiegend Gelehrtenkreise erfaßte, hat die Erfindung der Buchdruckerkunst eine revolutionäre Kraft entfaltet.

Von den Schreibern mittelalterlicher Bücher in Leipzig wissen wir nur wenig. Eine noch vorhandene Sachsenspiegelhandschrift rührt von Simon Falke her, der sie 1461 für Dietrich von Buckensdorf vollendete. Auf der Michaelismesse 1496 empfing der aus Nördlingen stammende Melchior Rist, der von 1489 bis 1522 in Leipzig tätig war, von Johann dem Beständigen einen ansehnlichen Preis für zwei Gebetbücher, und wenn man sich die mit Miniaturen geschmückten Andachtsbücher dieses Fürsten wie seines Bruders vor Augen hält, die in Donaueschingen und Jena aus späterem Jahrzehnt erhalten sind, ist die Annahme begründet, daß sie künstlerische Ansprüche erfüllten. Sichere Kenntnis beginnt jedoch erst mit dem gedruckten Buch.

Die Buchdruckerkunst ging vom Westen aus. Sie war zuerst in Mainz, Straßburg und Köln beheimatet, Augsburg, Nürnberg, Ulm kamen dann als neue Pflegestätten hinzu; Leipzig trat 1481 in diese Reihe ein, nach Erfurt, Lübeck, Basel, Rostock und kurz vor Wien und München. Es hatte einiger Jahrzehnte bedurft, ehe mit Lübeck und Leipzig der deutsche Osten erreicht und gewonnen war.

Um so schneller ging es nun vorwärts. 1500, als es schon über sechzig deutsche Druckorte gab, stand Leipzig mit elf Druckereien an sechster Stelle. Übertroffen wurde es nur von Köln, Straßburg, Augsburg, Nürnberg und Basel. Mithin haben damals in Leipzig weit über ein Dutzend Pressen gearbeitet. Jede Presse brauchte zu ihrer Bedienung zwei Männer, den eigentlichen Drucker und einen Einfärber der Schriftform, den man später als Ballenmeister bezeichnete. Auch wenn man annimmt, daß alle diese Kräfte sich ebenso auf Setzen wie auf Drucken verstanden, also der Fachsprache nach „Schweizerdegen" waren, kann das graphische Gewerbe in Leipzig kaum unter vierzig Köpfe umfaßt haben, beschäftigte doch Kachelofen 1502 allein acht Gehilfen, während

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

bei Landsberg fünf bis sechs, bei Stöckel vier tätig waren. Hilfsbetriebe entwickelten sich ebenfalls neben den Offizinen. Als Formenschneider oder als Koloristen gingen manche der Illuminatoren und Kartenmacher, die auffällig häufig nach Leipzig übersiedelten, von eigenen Schöpfungen zur Mitarbeit am Buch über. Bereits seit 1485 läßt sich die Verwendung des Holzschnitts im Leipziger Frühdruck nachweisen. Der wichtigste Beruf, der durch den Buchdruck entstand, war der Buchhandel.

Ein neuer Stand blühte auf, der künftig zu den Eckpfeilern des Leipziger Wirtschaftslebens gehören sollte. Das Durchschnittsvermögen eines Druckereibesitzers ist für das Jahr 1506 auf 665 Gulden zu berechnen. Es lag hoch über dem allgemeinen Satz der Steuerpflichtigen, der nach Prochno damals 277 Gulden betrug. In noch günstigeren Verhältnissen befanden sich nur die Kaufleute und die Apotheker.

Die Schwierigkeiten der ersten Versuchszeit erprobten zwei Mitglieder der Drucker-Familie Brandis-Marcus und Moritz Brandis; sie vermochten sich nicht lange zu halten. Zu Wohlstand brachten es Kunz Kachelofen, der von 1485 an ein Menschenalter in Leipzig wirkte, und sein Schwiegersohn Melchior Lotter, der 1497 bis 1537 tätig war. Von nun an reißt die Kette namhafter Fachgenossen nicht ab: an Martin Landsberg aus Würzburg (1486 bis 1523 in Leipzig) und Arnold Neumarkt aus Köln (1492 bis 1496) schließen sich Wolfgang Stöckel aus München, Neumarkts Nachfolger (1495 bis 1526), und Jacob Thanner aus Würzburg (1498 bis 1528).

Der früheste Leipziger Druck, die Glosse super Apocalipsim des italienischen Dominikaners Annius von Viterbo, war eine politisch-religiöse Broschüre, die im Anschluß an die Offenbarung Johannis die Gemüter mit der Schilderung der Türkengefahr aufrütteln wollte. Wie viele Leipziger Inkunabeln trug sie nach Handschriftenart nur Kopftitel; gerade in ihrem Erscheinungsjahr 1481 ist die Verwendung eines Titelblattes erstmalig in einem Pariser Druck nachzuweisen.

Mit thomistischem Schrifttum und der vielbenutzten Lateingrammatik (dem „Doctrinale") des Alexander de Villa Dei sind die mittelalterlichen Lehrmittel vertreten. Volkstümlichen Bedürfnissen tragen die Kalender Rechnung, unter denen sich schöne Einblattdrucke finden. Auffallenderweise fehlt die sonst so beliebte geographische Literatur in Leipzig so gut wie ganz, dagegen ist das Erscheinen von Widmanns mathemathischem Werk „Behennd und hübsch Rechnung uff allen kauffmannschaften" (im Jahre 1489) für die Handelsstadt bezeichnend, ebenso Cuppeners moralisch-juristischer Traktat vom Wucher (1508).

Zu den stattlichsten Leipziger Druck-Erzeugnissen gehören die Prachtwerke, die Kachelofen und Lotter für angrenzende geistliche Gebiete herstellten, so das Meißner Missale von 1495, das Prager Missale von 1522 und ein Psalterium, das von Cardinal Albrecht 1527 für das Hallesche Stift veröffentlicht wurde: „in der an Ruhm reichen Stadt Leipzig zum Lobe des Allerhöchsten" (in famigerata Lipsensi civitate in laudem dei optimi Maximi), wie der Titel besagt. Daß mit dem Edeldruck ein bedeutendes Risiko verbunden war, erfuhr Moritz Brandis, als er 1490 eine kostspielige Ausgabe des Sachsenspiegels unternahm. Er geriet in Zahlungsschwierigkeiten und mußte Martin Landsberg den größten Teil der Auflage überlassen.

Bei aller Bewunderung solcher Leistungen muß doch festgehalten werden, daß der wesentliche Fortschritt in der Verbreitung des Gebrauchsbuchs und der Flugschrift

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

besteht. Die eintretende Umwälzung hängt, wie der Buchhandelshistoriker Friedrich Kapp formuliert, „mit dem überwiegenden Auftreten der kleinen Formate" eng zusammen.
Das zeigte sich, als das junge Druckereiwesen im Humanismus einen neuen Bundesgenossen und zugleich einen um Anregungen nie verlegenen Arbeitgeber erhielt.
Diese mächtige Bewegung, die ihren Frühling auf italienischem Boden erlebte, konnte dort an alte Überlieferung anknüpfen; in den nordischen Ländern, wo eine gleich enge Verbindung mit der Vergangenheit fehlte, wirkte der Glanz des Neuartigen um so verlockender. Man entflammte sich (nach Huizingas Ausdruck) für „eine höhere Lebensform".
Nicht mehr die schlagfertige Verteidigung religiöser Lehren, sondern Weltgewandtheit und Redefertigkeit galten den Humanisten als Hauptsache. Poesie und Rhetorik wurden ihre Lieblingsgebiete. Sie waren stolz auf ihre sichere Beherrschung der Sprache Ciceros und auf ihre Fähigkeit, die geliebten und unerreichten Klassiker in der Ursprache zu lesen. Gern suchten sie Rückhalt bei Fürsten, denen an weltmännischer Bildung gelegen war; da indes die Musenhöfe in Deutschland rar waren, verschmähten sie nicht, ihre Lobpreisungen an namhafte Städte zu verschwenden. Keck und anspruchsvoll stellten sie sich neben die alte Universitätswissenschaft, die das Überlegenheitsgefühl der „Poeten" mit unverhohlener Abneigung vergalt.
In ansteigenden Wellenschlägen erreichte der Humanismus die Leipziger Universität. Wanderlehrer kamen. Zuerst Peter Luder, nachdem er mit großmannssüchtigen Plänen in Heidelberg Schiffbruch erlitten hatte; dann Samuel Karoch, die Italiener Publicius und Priamus Capotius und schließlich, 1486, der Feuerkopf Conrad Celtis. Der Erfolg ihres Auftretens erscheint gering. Auf die aufnahmefähige Jugend müssen sie aber Eindruck gemacht haben, denn zwei seiner Schüler, Heinrich Staercker von Mellerstadt und Hartmann Schedel, sind Peter Luder nach Italien gefolgt. Im Briefwechsel mit Verwandten begründete der junge Schedel diesen Schritt: in Leipzig fehle es an Lehrern und an Büchern für Rhetorik. Er will sich in „die Fluten tullianischer Eloquenz" stürzen, denen der auf das Wesentliche gerichtete Gregor Heimburg zu gleicher Zeit so gern Einhalt geboten hätte. Schedel hat sich in Padua für das medizinische Studium entschieden, aber der Italienaufenthalt ist ihm gewiß zustatten gekommen, als er später den lateinischen Text zu seiner berühmten Weltchronik verfaßte.
Einige Jahrzehnte darauf finden wir an der Universität eine vermittelnde Richtung, die etwas vom humanistischen Gebaren annahm. Gelehrte, die den Vers zu handhaben wußten und sich deshalb für Poeten hielten, gehörten zu ihr. Schon verkündete Wimpina, der lateinische Dichtungen zu Ehren der Leipziger Universität und zum Preise des Wettiners Albert schrieb, eine Blütezeit des „einst so schaffensarmen Leipzig": „Wo Sumpfvögel allein bisher zu nisten vermochten, steigen zu kühnerem Flug Habicht und Adler empor." („Queque olim fueras stacio fidissima mergis, ingenuas aquilas gignis et accipitres.") Das harte Wort schien ausgelöscht, das der Humanist auf dem apostolischen Stuhle, Enea Silvio, geprägt hatte: „Den Vers kennt man nicht in barbarischer Tracht" („Nescit toga barbara versus"). Aber es schien nur so. Denn in einen Streit mit seinem Kollegen Polich von Mellerstadt über die Rangordnung von Theologie und Poesie verstrickt, setzte Wimpina plötzlich die Versedrechselei herab und überließ es

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Polich, die Poesie zu verteidigen und die Beschützerrolle zu übernehmen, die einst Petrarca in seinen Invektiven gegen einen päpstlichen Leibarzt durchgefochten hatte.
In Wirklichkeit aber erfuhren die „Poeten" erst wieder größeres Entgegenkommen, als Herzog Georg, besorgt um den Rang seiner Landesuniversität, eingriff. Einige Jahre lehrte, auf Wimpinas Fürsprache, der Westfale Hermann von dem Busche; dann hat der Lausitzer Aesticampian (Johann Rack aus Sommerfeld mit deutschem Namen) Vorlesungen gehalten, bis er 1511, verfemt und grollend, im Gefolge begabter Schüler nach Italien zog. Mit Männern von geringerer Anmaßung und gediegenerem Wesen, als so manche Vorgänger zeigten, lenkt der Humanismus mehr in die Bahn der Fachwissenschaft ein: mit Richard Crocus, der Leipzig bald wieder verließ, und mit Petrus Mosellanus, der 1524, leider allzufrüh, starb.
Leichter als die Bildungsanstalten verstand der Buchhandel sich mit dem unsteten Poetentum abzufinden. Moritz Brandis brachte 1486 eine „Ars versificandi et carminum" von Conrad Celtis heraus, die Friedrich dem Weisen gewidmet war. Bei Stöckel erschien 1511 ein frühes Werk Ulrich von Huttens über den gleichen Stoff: „De arte versificandi liber unus heroico carmine." In der „Lipsica", die mehrere schöne Ausgaben erlebte, sang Hermann von dem Busche Leipzigs Ruhm, und der galante Autor verfehlte nicht, auch den Leipziger Mädchen ein Preisgedicht zu widmen.
Aber nützlicher noch für den Buchhandel wurden die Humanisten als Sachwalter des antiken Schriftgutes. Lateinische Texte zu tragbaren Preisen für das Studium herzustellen, waren um die Jahrhundertwende Kachelofen, Landsberg und Thanner bemüht, Schriften von Horaz, Vergil, Juvenal, Seneca und (noch den Geschmack der Vergangenheit bekundend) Valerius Maximus verließen ihre Pressen. Zahlreiche Leipziger Plautusdrucke in den Jahren 1504 bis 1521 hat Friedrich Ritschl ermittelt. Hermann von dem Busche, Aesticampian, Veit Werler haben über den beliebten Komödiendichter gelesen. 1509 hat Aesticampian auch eine Ausgabe von Tacitus' „Germania" veranstaltet. Die Texte waren vielfach mit breitem Zeilendurchschuß eingerichtet, der Raum für handschriftliche Erläuterungen bot, und ihr Verkauf fand in der Nähe der Hörsäle statt. Falls die Druckerei keinen vorgebildeten Korrektor hatte, übernahmen befreundete Gelehrte die Revision. So ist der spätere Lüneburger Rektor Hermann Tulich lange für Lotters Offizin tätig gewesen.
Der Druck mit griechischen und hebräischen Lettern ist Valentin Schumann zu danken; 1516—als der Reuchlinschüler Crocus an der Universität über Griechisch las und als bei Froben in Basel das Neue Testament in der Ursprache erschien — stellte er die Grammatik des Neugriechen Gaza als notwendige Unterlage zur Verfügung. Nicht viel früher hatte Erasmus dem Pariser Drucker Johann Badius geraten, griechische Typen anzuschaffen, wie sie im Ausgangsland des Humanismus Aldus Manutius in Venedig seit 1494 verwandte. Unter den deutschen Universitätsstädten haben sich, humanistischen Einflüssen nachgebend, Erfurt, Wittenberg und Tübingen vorher des griechischen Druckes angenommen. Hebräische Lettern wurden 1520 in Holz geschnitten, vielleicht auf Anregung von Johann Cellarius (Kellner), der damals Lehrer des Hebräischen in Leipzig gewesen ist, und wohl auch angespornt durch gleichzeitige Bestrebungen in Wittenberg.
Als neuartiges Lehrmittel, das zur Gewandtheit im lateinischen Ausdruck erziehen

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

sollte, ist das Gesprächsbüchlein hervorzuheben. Gern benutzt und wiederholt aufgelegt wurden die Musterdialoge von Paulus Niavis (Paul Schneevogel aus Eger), der um 1490 auch in Leipzig gelehrt hat.

In diese verheißungsvolle Entwicklung brach das Strafgericht herein, das die Dunkelmännerbriefe über die Leipziger Hochschule abhielten. Diese ereignishafte Satire, deren erster Teil 1515 in Hagenau, deren zweiter Anfang 1517 in dem von der Schrift ebenfalls schwer angegriffenen Köln erschien, schildert die Universität in den schwärzesten Farben als Stätte geistiger wie materieller Armseligkeit und sogar fragwürdiger Sittlichkeit. Die Erbitterung über den Weggang des Aesticampian zittert nach, dessen Schüler der Mitverfasser Ulrich von Hutten gewesen war. Das Werk hat Leipzigs Ansehen schwer geschädigt; als Geschichtsquelle ist es wie jede Streitschrift nur mit kritischer Vorsicht zu verwenden. Die Humanisten, die an Witz und Beweglichkeit ihren Gegnern überlegen waren, hätten selber Angriffsflächen genug geboten.

Wie ein erstes Donnergrollen deuten die Dunkelmännerbriefe auf das Gewitter hin, das mit der Glaubenskrise der Reformation heraufzog. Leipzigs Schicksal in dieser Zeitenwende bedarf nun der Darstellung.

Als Frage der Bildung und des Geschmackes blieb der Humanismus Sache eines engeren Kreises, erst der Kampf um die Neugestaltung des religiösen Lebens riß die breiten Schichten mit sich fort. Er begann als Hochschulangelegenheit, erhielt einen tiefen Sinn durch die Darbietung der verdeutschten Bibel und erhitzte sich bei Beschlagnahme alten Kirchenbesitzes, dessen Ausdehnung im Leipziger Stadtgebiet der Schied von 1373 zu begrenzen versucht hatte.

Der Kampf um das neue Bekenntnis

Das Papsttum hatte versäumt, nachdem es der Konzilienbewegung Herr geworden war, deren wertvolle Gedanken aufzunehmen, und sich einem glanzvollen, herrschermäßigen Lebensstil ergeben. Um für den Bau der Peterskirche Mittel zu schaffen, war ein neuer Ablaß ausgeschrieben. Der jugendliche Kardinal Albrecht, Deutschlands mächtigster

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Kirchenfürst, der zwei Erzbistümer und ein Bistum in seiner Hand vereinigte, beabsichtigte zugleich die Kosten herauszuschlagen, die ihm durch Übertragung seiner hohen Würden erwachsen waren, und verband deshalb mit dem römischen Ablaß einen mainzisch-magdeburgischen. Das Mißgeschick wollte, daß er für dessen Verbreitung den Leipziger Dominikaner Johann Tetzel in seine Dienste nahm, den schon vor Luthers Auftreten die Zeitgenossen als „großen Clamanten", d. h. als üblen Marktschreier, gebrandmarkt hatten. Ausgaben, die mit dazu bestimmt waren, die Macht des Brandenburgers Albrecht, eines Bruders des Kurfürsten Joachim I., zu stärken, durften in wettinischen Landen nicht auf besonderes Entgegenkommen rechnen, um so weniger, wenn ihre Anpreisung in Tetzels grellen Farben erfolgte. Suchende Menschen fühlten sich abgestoßen. Es wird berichtet, daß damals der junge Camerarius bei Tetzels Predigt mit seinem Magister Georg Helt die Paulinerkirche verließ, und der Franziskaner Friedrich Myconius, nachmals einer der getreuesten Helfer Luthers, trifft wohl den Nagel auf den Kopf, wenn er meinte, das Volk habe den Verdacht gehegt, „als suchet man nicht die Leut' von Sünden und die Verstorbenen aus dem Fegefeuer, sondern vielmehr von Geld und Gut zu absolvieren". Zudem liefen Gerüchte über Tetzels Privatleben um, die eine spätere Untersuchung zum Teil bestätigte.

Die Kirchenlehre suchte freilich mit der Unterscheidung von Sündenschuld und Sündenstrafen der Buße mehr seelischen Inhalt zu geben, konnte aber nicht verhindern, daß viele Laien im Ablaß nur die Gelegenheit sahen, ihrer Vergehungen auf bequeme Art ledig zu werden, während ernsthaft Ringende in schwere Gewissensqualen kamen. Ihrer Not nahm sich Luther an, indem er zugleich der Veräußerlichung der Gnadenmittel entgegentrat, deren verwildernde Wirkung er in der Beichtpraxis täglich erfuhr. In der Absicht, an die wahre Kirche zu appellieren, schrieb er (lateinisch und damit nicht für einen weiten Kreis) seine Thesen nieder und heftete sie am 31. Oktober 1517 an die Tür der Wittenberger Schloßkirche. Der Gedanke einer Kirchenspaltung lag ihm völlig fern. Als er Kardinal Albrecht die Sätze übersandte, bat er ihn, er möge verhüten, daß das arme Volk „zum Tode und nicht zum Leben" durch den Ablaßverkauf geleitet werde.

Ein offenes Wort zu dieser brennenden Frage war vielen willkommen. Wirkungen geschichtlichen Ausmaßes waren nicht ohne weiteres vorauszusehen. Als aber kaum zwei Jahre darauf die Leipziger Disputation stattfand, hatte sich die Kampffront erheblich verbreitert.

Der Vorschlag, den Streit, der mit Luther und dem nach eigenem Ermessen eingreifenden Karlstadt literarisch begonnen hatte, in Form einer Disputation zu Ende zu bringen, stammt von Dr. Johann Mayr von Eck (kurz Eck genannt), einem in Köln ausgebildeten und an der Universität Ingolstadt lehrenden Theologen. Weltstädte wie Paris und Rom hatte er als Austragsorte benannt, schließlich hatte man sich auf Leipzig geeinigt, dessen Universität in dem Geruch besonderer Rechtgläubigkeit stand. Die theologische Fakultät hätte zwar am liebsten abgelehnt, aber Herzog Georg – auf den Ruhm seiner Hochschule bedacht und auch ernsthaft um Klärung bemüht – griff zu.

Wie für einen Staatsakt war die Hofstube des landesherrlichen Schlosses – der vorlotterischen Pleißenburg – zugerichtet worden, und der Herzog war mit anderen hohen Würdenträgern selbst zugegen. Freilich nicht bei der feierlichen Eröffnung, deren Rede

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

ihr bescheidener Verfasser, Mosellan, selbst verlesen mußte, da der vorgesehene Sprecher erkrankt war. Hauptpartner Ecks war Karlstadt, doch bestand von vornherein die Absicht, den „Prinzipal" der Bewegung, Luther, in die Aussprache stark hineinzuziehen. Die Disputation begann am 27. Juni 1519, nachmittags zwei Uhr. Zwischen Eck und Karlstadt wurde über Willensfreiheit und damit zusammenhängende ethisch-religiöse Sachverhalte gestritten. Luthers Eingreifen war für die nächste Woche vorgesehen, aber nicht der Ablaß, sondern die Gewalt des Papstes und die Befugnis der Konzilien traten in den Vordergrund. Ecks Bestreben zielte ganz offensichtlich darauf hin, das „Ketzerische" von Luthers Anschauungen, vor allem auch ihren Zusammenhang mit Hus, zu erweisen. Man hielt den Atem an, als Luther seinem Gegner zuschleuderte: nicht alle Sätze Hussens seien in Konstanz verdammt (non omnes articuli hussitici sunt haeretici) und sogar unerschrocken aussprach: auch die Konzilien können irren. Damit zerbrach die Brücke zu Herzog Georg, der beide Arme in die Seiten stemmte und in den Saal schrie: „Das walt die Sucht!"

Luther ist damals mit Unbehagen von Leipzig geschieden. „So bin ich nur dagewesen, um angeklagt und geschmäht, nicht um gerechtfertigt zu werden", schrieb er an Spalatin. Auch von den Bewohnern blieb ein ungünstiger Eindruck in ihm zurück. Das Wort: „Lipsia lipsciscit sicut mos eius est" („Leipzig geht seinen Trott wie immer") ist bald hinterher von seiner Seite gefallen. Es kann fraglich sein, ob er die Lage richtig beurteilt hat. Zwar wurden Eck größere Ehren erwiesen und gegen Luther nur gerade die Form gewahrt. Von der Universität und noch mehr aus dem Dominikanerkloster, wo Tetzel im Sterben lag, wehte ihm eisige Luft entgegen, obschon nach Fröschels Bericht die Anteilnahme der Theologen so wenig leidenschaftlich war, daß mehrere während der Disputation geschlafen hätten. Nur heimlich wagten es einzelne angesehene Leipziger, wie Dr. Stromer von Auerbach und der Ordinarius der Juristenfakultät, Dr. Simon Pistoris, Luther zu besuchen. Und doch muß die Bewegung in der Bevölkerung viel nachhaltiger gewesen sein, als Luther ahnte, sonst hätten die Androhung des Kirchenbanns gegen Luther (Ende September 1520) und die Verkündung der Reichsacht (am 8. Mai 1521) in Leipzig anderen Widerhall finden müssen. Als Eck im Triumph mit der päpstlichen Bulle in die Stadt einzog und auf Befehl des Herzogs prächtige Ehrengeschenke empfing, fand er bei der Durchführung seines Auftrages so lebhaften Widerstand, daß er im lutherfeindlichen Paulinerkloster Schutz suchte. Nicht anders als im ernestinischen Torgau wurden seine Anschläge mit Kot beworfen.

Aber die Stellung Leipzigs zur Reformation wurde noch für Jahre vom Herzog Georg vorgezeichnet, der am 10. Februar 1522 Luthers Lehre in seinen Landen untersagte. Um die Ungeheuerlichkeit seines Gebots zu ermessen, muß man sich die Verschachtelung des wettinischen Besitzes seit der verhängnisvollen Teilung von 1485 vor Augen halten. Durch das Herzogtum der Albertiner zog sich zwischen Dresden und Leipzig ein ernestinischer Gebietsstreifen von geringer Breite. Nicht nur Wittenberg, Torgau und Belgern, auch Eilenburg, Grimma, Leisnig, Borna und Altenburg, ja die vor Leipzigs Toren gelegenen Dörfer Zuckelhausen und Holzhausen waren kurfürstlich und somit dem neuen Glauben ergeben, der sich rings um Leipzig ausbreitete. Konnte man auf die Dauer trennen, was auf Austausch und gemeinsames Schicksal angewiesen war? Sehr bald fanden sich in Leipzig evangelische Prediger ein: Magister Stephan Schön-

bach gleich im Herbst 1522; ein Jahr später Magister Sebastian Fröschel, der des Landes verwiesen wurde, und nach ihm Andreas Bodenschatz. In einer Eingabe vom 2. April 1524 baten 105 Leipziger aus Kaufmannschaft und Handwerkerstand um Anstellung eines evangelischen Geistlichen, erhielten jedoch vom Landesherrn den unwirschen Bescheid, „das sie sich umb yre sachen bekomern, die ynen befolhen synd".
So mußte der Zustand eintreten, daß das neue Bekenntnis ohne weiteres als Auflehnung gedeutet wurde. Und das Jahr 1525 schien den Beweis für diese Auffassung zu erbringen. Aufrührerischer Geist wehte durch die Bergstädte Annaberg, Buchholz, Schneeberg und Zwickau; gegen die Bauern der Ämter Borna und Grimma mußten Bewaffnete aufgeboten werden; auch in Leipzig waren Anfänge einer Erhebung gegen den Rat und den Landesherrn zu verspüren. Ihr Haupt war ein aus Weil in Württemberg stammender Ringschmied Michael Rumpfer, dem sieben Jahre vorher wegen seiner Kunstfertigkeit das Bürgerrecht umsonst verliehen worden war. Er hatte vor, den siegreichen Bauern die Stadttore zu öffnen. „Die Oberkeyt verandern" galt ihm, neben der Abschaffung von Klerus und Klöstern, als Hauptziel. Wenigstens legte er auf der Folter das Geständnis ab. Nach der Niederlage der Bauern ist er Ende Juni enthauptet worden. Die Zahl seiner Mitverschworenen kann nicht groß gewesen sein.
Von nun ab wandte sich Herzog Georg nicht mehr gegen einzelne, sondern suchte die evangelische Lehre mit Stumpf und Stiel auszurotten. Zu wiederholten Malen wurden ganze Gruppen von Leipzigern vertrieben, vermögende wie arme Leute, Verwandte von Ratsmitgliedern und Gelehrte; angesehene Männer wie der Mediziner Johann Curio (Kleinschmidt), die Juristen Johann Göritz und Oswald Lasan waren unter ihnen. Auf kursächsischem Boden fanden sie regelmäßig ihre nächste Zuflucht. Durch einen Trostbrief suchte Luther die Heimatlosen aufzurichten.
Schwer betroffen wurde durch die Haltung des Landesherrn der Buchhandel. Die Verbreitung von Luthers Schriften war seit 7. November 1522 streng verboten. Die Ablieferung seiner eben erschienenen Übersetzung des Neuen Testamentes (der sogenannten Septemberbibel) wurde verlangt. Werke neuen Geistes durften gleich gar nicht im Herzogtum hergestellt werden. Am 7. April 1524 wandte sich der Rat mit einer Beschwerde an Herzog Georg: „Es haben sich die Buchdrucker itzund und zuvorn oftmals gegen uns heftig beklagt, dass ihnen ihre Nahrung ganz darniederliege, und wo es mit ihnen also in die Länge stehen sollte, würden sie von Haus und Hof und all ihre Nahrung kommen, indem das sie nichts Neues, das zu Wittenberg oder sonst gemacht, allhier drucken und verkaufen dürften." Bereits hätten einzelne ihren Beruf aufgeben und in der Not Tagelöhnerarbeit übernehmen müssen. Aber der Herzog blieb wirtschaftlichen Gründen unzugänglich.
Mit Verlagerungen suchte man sich zu helfen. Weitschauend hatte Melchior Lotter der Ältere schon 1519 einen Zweigbetrieb in Wittenberg eröffnet, den er seinem gleichnamigen Sohn anvertraute; der Betrieb bestand nur fünf Jahre. Dort ist die im Herzogtum verfemte Septemberbibel hergestellt worden. Im kurfürstlichen Eilenburg richtete Wolfgang Stöckel eine Filiale ein, für die sein Gehilfe Nicolaus Wiedemar und sein Sohn Jacob Stöckel firmierten. Sie brachte Thomas Müntzers Allstedter Ordnung heraus. Stöckel ist freilich sehr bald zu Kreuze gekrochen und hat als Dresdens frühester Drucker streng katholische Schriften verlegt.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Denn es war gefährlich, gegen den Stachel zu löken. Wegen eines „Schandbriefs" gegen Georgs Berater Hieronymus Emser wurde Valentin Schumann mit seinen Gesellen 1521 für etliche Zeit gefangengesetzt und Johann Hergot, der Nürnberger Buchführer und Winkeldrucker, ist sogar zum Märtyrer seines Standes geworden. Er hatte eine, wahrscheinlich von ihm selbst verfaßte Schrift „Von der newen wandlung eynes Christlichen lebens" verbreitet, in der sich religiöse Gedanken stark mit politischen Zukunftsträumen vermischten. Der Satz: „Gott wird umstossen den überflüssigen Tisch und den geringen Tisch und bestätigen den mitteln Tisch" zeigt ihre Richtung an. Hergot ist am 20. Mai 1527 auf dem Leipziger Markte hingerichtet worden.
Ein lutherisches Gesangbuch, das natürlich seine Herkunft aus Michael Blums Offizin und das Erscheinungsjahr verschwieg, scheint der Vernichtung der Auflage verfallen zu sein, denn nur ein einziges Stück hat sich davon erhalten. Das Reformationslied „Ein feste Burg" ist darin zum erstenmal nachzuweisen.
Solange Georg lebte, behaupteten Luthergegner in Leipzig das Feld: Hieronymus Dungersheim, der Universitätslehrer, der Dominikaner Petrus Sylvius (Petrus Penick aus Forst), der Franziskaner Augustin Alveld (aus Alfeld an der Leine) und der angesehene Welserfaktor Hieronymus Walter, der Erbauer der Goldenen Schlange am Markt, ihrer aller Gönner. Auch Hieronymus Emser, Georgs Geheimsekretär, stand diesem Kreise nahe. Zwischen Leipzig und Wittenberg wurden erbitterte Schriftenkämpfe geführt, in die Luther zuweilen eingriff. Dem Herzog galt der Reformator nur noch als Aufwiegler und keineswegs bloß auf religiösem Gebiet. Kein Vorwurf hat Luther schwerer gekränkt als dieser, und in geradezu haßerfüllten Schriften („Wider den Meuchler zu Dresden", 1531; „Verantwortung des aufgelegten Aufruhrs", 1533) hat er sich dagegen gewehrt, in der festen Überzeugung: „Christus lebt und Herzog Georg stirbt, das ist gewiß und wird sich bald beweisen."
Der Tod Georgs des Bärtigen am 17. April 1539 änderte alles mit einem Schlage. Als wahrer Beschützer des alten Glaubens hatte er bis zuletzt versucht, durch allerlei Schachzüge den Übergang seines Landes an den lutherisch gesinnten Bruder zu verhindern. Ohne Zögern führte sein Nachfolger, Herzog Heinrich, den die Folgezeit deshalb den Frommen benannt hat, die Reformation ein. Mit dem Übertritt Kurbrandenburgs im gleichen Jahre kam zum Ausdruck, wie sehr die Masse des Volkes im deutschen Nordosten dem Protestantismus zuneigte und in welchem Grade der Gedanke Wurzel geschlagen hatte, den Besitz der „toten Hand" dem Staatswesen einzugliedern.
Der Umschwung brachte für Leipzig festliche Tage. Außer der herzoglichen Familie erschien der Kurfürst Johann Friedrich; die Wittenberger Theologen trafen ein. In öffentlichem Gottesdienst verkündete Luther am Nachmittag des 25. Mai von der Kanzel der Thomaskirche die neue Lehre im Anschluß an die Worte der Apostelgeschichte: „Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war . . ." Es war Pfingstsonntag, und an Zulauf fehlte es nicht. Luthers kühle Meinung über Leipzig hat sich auch durch dies Ereignis kaum geändert. Als er am 12. August 1545 die Weiherede der wiederinstandgesetzten Paulinerkirche hielt, wählte er bei diesem seinem letzten Leipziger Aufenthalt — wohl nicht ganz ohne inneren Bezug — den Text des voraufgegangenen Trinitatissonntags von der Vertreibung der Krämer aus dem Tempel.
Eine Überprüfung der kirchlichen Einrichtungen schloß sich an. Am 5. August kam die

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Visitationskommission, an deren Spitze Luthers Freund, der Wittenberger Professor Justus Jonas, stand, nach Leipzig. Schon vorher hatten Cruciger und Myconius in einem zweitägigen Streitgespräch Einwände eines Vertreters der Universitätstheologie, des Doktor Melchior Riedel, so erfolgreich zurückgewiesen, daß Myconius über den Verlauf den drastischen Ausdruck brauchen kann: „Da fiel des Papstes und des Teufels, der ihn reitet, Kram gar in den Dreck." Gleichwohl, mehr als eine Teillösung konnte man von dem ersten Streich nicht erwarten. Das flache Land war noch in geringem Maße erfaßt, und es gelang auch nicht, alte festgefügte Organisationen wie die Klöster aufzulösen, obschon die Beseitigung der Ordenskleidung und die Verwendung des Klostereigentums für allgemeine Zwecke vorgeschrieben waren. Deshalb folgte binnen Jahresfrist eine zweite, gründlichere Visitation, und Anfang 1541 erhielt Leipzig in dem Bayern Johann Pfeffinger, der vorher Pfarrer in Belgern gewesen war, seinen ersten Superintendenten. Er hat dies Amt bis zu seinem Tode, am 1. Januar 1573, bekleidet. Aus Luthers engerem Kreis Myconius oder Cruciger für diese Stelle zu erhalten, war ein vergeblicher Wunsch gewesen.

Heinrichs Sohn und Nachfolger, Herzog Moritz, der, noch jung an Jahren, im August 1541 die Regierung antrat, legte mit der Landesordnung vom 21. Mai 1543 den Grund zu einem wirklichen Neubau. Fortan übernahm der Staat die Oberaufsicht über das gesamte Kirchenwesen. Den Kultus- und Schuleinrichtungen leitete er den bisherigen geistlichen Besitz zu. Mit den Staatsbefugnissen stieg — wenn auch in kleinerem Ausmaße — zugleich der Einfluß des Rates, der, als Erbe der Kirchengewalt des Thomaspropstes, künftig die Pfarrherren, Prediger, Schulmeister, Kantoren ernannte und aus der Stadtkasse besoldete. Bei höheren Ämtern war die Bestätigung dem Landesherrn vorbehalten. Die finanzielle Belastung der Stadt glich sich dadurch aus, daß ihr am 6. August 1543 von den vier Leipziger Klöstern drei, nämlich das Thomaskloster, das Franziskanerkloster und das Georgennonnenkloster, zufielen. Damit schloß eine Entwicklung, deren Vorspiel der Schied von 1373 gewesen war.

Die Übernahme kirchlicher Aufgaben durch weltliche Gewalten bedeutete keineswegs eine nachsichtige Handhabung. Das wäre gegen den Geist dieser Jahrzehnte gewesen, in denen Wittenberg, Rom und Genf an Gesinnungsstrenge miteinander wetteiferten. Mit den heiteren Gepflogenheiten des Humanismus war es vorbei, wenn man auch seinen wissenschaftlichen Gewinn in keinem Lager preisgab. Allenthalben erstanden der Gegenreformation bewährte Streiter; um so mehr mußte das Luthertum endgültig der inneren Gefahren Herr werden, wie sie jäher Umschwung mit sich brachte. Wie groß sie waren, lehrt ein „Leipziger Bedenken" von 1554, das Klage erhebt, "wie leider der mehrer teil vom Adell Bürger und Bauer in sehr frechen, rohen sichern leben dahinfahren, nicht in die Kirche kommen, viel weniger der hochwirdigen sacramenten gebrauchen".

Solche Zustände im Lande ließen sich nur durch straffe Kirchenverwaltung und bekenntnishafte Kirchenlehre überwinden. Im Konsistorium trat dem Landesherrn eine Oberbehörde zur Seite, die ihn bei Ausübung seiner bischöflichen Befugnisse unterstützte. Sie befand sich ursprünglich in Merseburg, dann, nach Rekatholisierung des Bistums, in Leipzig und wurde 1580 — unter Verschmelzung des Leipziger mit dem älteren Wittenberger Konsistorium — in die Hauptstadt Dresden verlegt. Damals wurde

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

zugleich als „gründliche Wiederholung und Erklärung" der Augsburger Konfession die Konkordienformel eingeführt. Sie galt als Landesgesetz; alle Geistlichen, Lehrer, Beamten, auch die Ratsmitglieder, wurden auf sie verpflichtet.

Kehrseite dieser inneren Geschlossenheit war eine starke Unverträglichkeit. Mit Eifer wurde darüber gewacht, daß die Grenze blieb, die Luther gegen das reformierte Bekenntnis mit großer Schroffheit gezogen hatte. Milder dachte man im Kreise Melanchthons, auch an der Universität, und selbst in der Umgebung des Kurfürsten fehlte es nicht an vermittelnden Naturen. Als jedoch Anfang 1574 in einer Schrift über den Abendmahlstreit, die von Melanchthons Corpus doctrinae christianae ausging, die Hinneigung zum Kalvinismus sich deutlich offenbarte, rief das scharfe Abwehrmaßnahmen hervor, und der Verleger des Werkes, Ernst Vögelin, entzog sich durch die Flucht nach dem reformierten Heidelberg einem strengen Verfahren. Eine kurze Zeit erneuter Annäherung unter Christian I. (1586 bis 1591) und seinem Kanzler Crell trug schließlich nur dazu bei, die Kalvinistenfeindschaft auf Siedehitze zu steigern. In Amtsentsetzungen und grausamen Verfolgungen tobte sich die Gegenbewegung aus; unter nur lässigem Widerstand der Behörden wurde im Mai 1593 ein Kalvinistenhaus auf dem Naschmarkt gestürmt; nachträglich wurden allerdings die Haupträdelsführer exemplarischer Bestrafung zugeführt. Von der Verblendung, die an maßgebenden Stellen herrschte, zeugt eine Broschüre des Dresdner Oberhofpredigers Polykarp Leyser, in der die Frage behandelt wird, „warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft halten soll, denn mit den Kalvinisten".

Nicht unwesentlich mag politische Abneigung mitgespielt haben. Die Landesherren fühlten durch den Kalvinismus, der sich überhaupt zum Absolutismus kritisch verhielt, ihr religiöses Bestimmungsrecht bedroht. Und nicht viel anders als die Fürsten dachte der Leipziger Rat, dem es höchst unwillkommen war, daß im Februar 1592 vierundzwanzig Einwohner die Einsetzung eines Bürgerausschusses forderten. So durchdrangen sich Machtfragen und Glaubensfragen.

Aber spürte man denn nicht, daß die Erde bebte? In Frankreich und in den Niederlanden hatten fast gleichzeitig die blutigsten Auseinandersetzungen begonnen. Schon einmal war Leipzig durch die dreiwöchige Belagerung von 1547 in die Religionskämpfe verwickelt gewesen, aber alles war noch glücklich vorübergegangen, und das Unterliegen des Protestantismus bei Mühlberg hatte keine schweren Folgen für die Stadt gehabt, da ihr Landesherr auf Seiten Karls V. stand. Manche Befürchtungen schien überdies der Augsburger Religionsfrieden zu zerstreuen.

Wie ergeht es der Universität in so schicksalsvoller Zeit? Daß sie verbesserungsbedürftig war, hatte man längst eingesehen. Nach einem ergebnislosen Reformversuch im Jahre 1496 griff Herzog Georg Ende 1502 selber ein, ordnete die Unentgeltlichkeit der öffentlichen Vorlesungen und die Abstellung von Mißbräuchen bei der Promotion an und untersagte die Abwesenheit der Lehrer vom Universitätsort. Wie auch sonst lief sein Bestreben darauf hinaus, den guten Kern des Alten zu bewahren; unter dieser Voraussetzung war er bereit, neuen Strömungen entgegenzukommen. Er bewies es durch einen humanistenfreundlichen Kurs, der an der scholastisch gerichteten Hochschule schwer genug innezuhalten war. Gern hätte er Erasmus für seine Landesuniversität gewonnen.

Er hat sein Ziel nicht erreicht. Immer mehr Universitäten, die den bestehenden Hochschulen Besucher entzogen, wurden aus landesstaatlichem Ehrgeiz errichtet. Neben das albertinische Leipzig stellte die Kurlinie 1502 eine Hochschule in Wittenberg und Joachim I. von Brandenburg vier Jahre später die dritte im mitteldeutschen Osten: Frankfurt an der Oder. Tüchtige Gelehrte pflegte man bei solchem Anlaß einander gleichfalls abzujagen. So ging Polich nach Wittenberg und nach Frankfurt gar Conrad Wimpina, der so oft als Lobredner Leipzigs aufgetreten war. Freilich enttäuschte der Erfolg meist die Erwartungen, und der Zustrom der ersten Zeit ebbte rasch ab.

Aber seit Luthers Thesenanschlag im Jahre 1517 gewann Wittenberg eine ganz ungeahnte Anziehungskraft, um so mehr, als dem kampfbereiten Theologen kaum ein Jahr später Philipp Melanchthon zur Seite trat, der, einundzwanzigjährig, am 29. August 1518 seine kühne Wittenberger Antrittsrede über die Erneuerung der Jugendbildung hielt (De corrigendis adolescentium studiis). Unter scharfer Absage an die Scholastik entwarf er darin einen auf Sprachen- und Quellenkenntnis gegründeten maßvollen Unterrichtsplan, der in kürzester Frist durchgeführt wurde. Als Neffe des bedeutenden Gräzisten Reuchlin setzte er sich besonders für das Griechische ein, das den Zugang zur Theologie, zur Philologie und noch andern Wissenschaften eröffnete. Scharen begeisterungsfähiger Jünglinge sind solchen Lehrern in die kleine Stadt an der Elbe gefolgt; man erzählte, daß es dort zeitweilig mehr Scholaren als erwachsene Wittenberger gab.

Das bekam Leipzig bald genug zu fühlen. Es spricht eine deutliche Sprache, wenn in dem einst so leipzigfreundlichen Markgrafentum Ansbach-Bayreuth im Zeitraum von 1528 bis 1560 von 500 Studenten sich nur 101 für Leipzig entscheiden, dagegen 285 für Wittenberg. In den kritischen Jahren 1528 bis 1540 waren es ganze 18 Leipzig-Pilger gewesen. Trotz herzoglicher Verbote ließ sich sogar Leipziger Zuzug nach Wittenberg nicht völlig verhindern. An Zahl der Inskriptionen hatte Wittenberg seit 1522 für lange vor Leipzig den Vorsprung.

Und wie der sagenhafte Speer die Wunde heilt, die er schlug, so kommt nach dem Tode des Herzogs, dessen Maßnahmen nicht mehr verfingen, die wahre Hilfe für die Leipziger Universität von Wittenberg. Georg hatte kaum die Augen geschlossen, da reichte – etwa am 28. Mai 1539 – Melanchthon in einem „Bedenken" ein Erneuerungsprogramm der Leipziger Hochschule seinem Nachfolger ein. Er zog die Grund-

linien, die gesinnungsmäßigen wie die wirtschaftlichen, und forderte als erstes Besetzung der theologischen Lehrstühle mit Anhängern des neuen Bekenntnisses und ausreichende Besoldung der lesenden Magister aus den freiwerdenden Mitteln überalterter Einrichtungen. Die staatlichen Maßnahmen ließen nicht auf sich warten: durch die Visitatoren erging am 13. August die Anweisung, daß die Universität künftig nach „unser reinen Lehre und der Augsburgischen Confession und Apologie" sich zu richten habe. Die Vertreter der Theologischen Fakultät entzogen sich der Entscheidung, die anderen stimmten zu.

Geschah dies durch äußere Einwirkung, so waren auch von innen her Kräfte in gleicher Richtung tätig. Am Gallustag (16. Oktober) 1539 wurde Caspar Borner zum Rektor gewählt. Damit trat ein Mann an die Spitze, der, ohne viel Lärm, ausgeglichen und zäh dem Neuen diente. Die Universität war für ihn „ein Stück Gottestempel" („pars dei templi"), und auch andere ähnliche Ausdrücke beweisen, daß er mit heiligem Ernst an seine Aufgabe ging. In kurzen Abständen hat Borner dreimal das Rektorat bekleidet, und nach unsäglicher Mühe, viel Ärger und zehrender Enttäuschung über den schleppenden Verlauf brachte er Ergebnisse für die Dauer heim. Das erste, was ihm glückte, war die Beschaffung von Mitteln, die um so dringender war, als man mit geistlichen Stiftungen und Pfründen nicht mehr rechnen konnte. Am 6. Februar 1542 wurden aus Klostergut, das durch Säkularisierung in Pegau und auf dem Petersberge gewonnen war, als Zuschuß zu Professorengehältern 2000 Gulden von Herzog Moritz bewilligt, der dann noch Einkünfte aus fünf Dörfern und einen Wald bei Liebertwolkwitz, das sogenannte Universitätsholz, hinzufügte.

Nicht minder entscheidend war die Zuweisung des Paulinerklosters mit der dazugehörenden Kirche. Sie veränderte das Gesicht der Universität. In den mittelalterlichen Gemeinschaftshäusern fühlte sich die Jugend nicht mehr wohl. Die Bursen verödeten und die Meißner Burse wurde 1534 bereits abgebrochen. Die Studenten, die jetzt musizierend die Straßen mit Leben und Lärm erfüllten, haßten die Absperrung. Wohlhabende Familien hielten zwar immer noch für rätlich, ihre Söhne in einem Professorenhaushalt unterzubringen, aber die meisten Studenten wollten nach freier Wahl in der Stadt wohnen. Indes war die Frage eines wohlfeilen Unterkommens, wie stets, schwer zu lösen, und Borner setzte an diesem Punkte ein, indem er die ehemaligen Schlafsäle der Mönche in Studentenwohnungen umwandelte. Wir können uns ihre Einrichtung gar nicht einfach genug vorstellen, denn noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts ist der allerdings krittlige Tagesschriftsteller Rebmann von wahrem Abscheu vor den Strohlagern im Paulinum erfüllt. Gegen Borners menschenfreundliche Absicht ist damit nichts gesagt. Mit einem Vorschlag, Pegauer Kornzins so zu verwenden, „daß man die Brottung hätte vor den Tisch, da arme Studenten vor 4 Gr. (wöchentlich) die Kost haben könnten", regte er im Januar 1542 billige Speisungen an, für die im ehemaligen Winterrefektorium der Paulinermönche zwei Jahre später das Konvikt geschaffen wurde.

Die Nutzbarmachung einzelner Räume war gewiß ein Schritt vorwärts, konnte indes nicht den Sorgen wehren, die aus der Notwendigkeit großer Umbauten erwuchsen. Zweieinhalb Jahre hat die Instandsetzung der Gebäude erfordert, und Borner hat alle Kraft zusammennehmen müssen, um durch Schenkungen und Beleihung von Universitätsbesitz mit Hypotheken die beträchtlichen Kosten aufzubringen. Leider mußte er

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

noch vor seinem frühen Tode (am 2. Mai 1547) mit ansehen, wie dies Werk durch die Belagerung im Januar des Jahres abermals schwere Schäden erlitt.
Im jetzigen Universitätsbau fand noch eine Neuschöpfung Borners ihren Platz: die Universitätsbibliothek. Er brachte durch Vereinigung des nicht allzu großen Bestandes der Kollegien mit den Büchereien der aufgehobenen Klöster des Landes die für damalige Verhältnisse außerordentliche Sammlung von 4000 Handschriften und Druckwerken zusammen und ließ sie nach den vier Fakultäten anordnen und katalogisieren.
Damit war der Schwerpunkt der Hochschule aus ihrem alten „lateinischen" Bezirk in der Ritterstraße nach den Klosterbauten im Südosten der Stadt verlegt. Nur die Hörsäle verteilten sich auf die verschiedensten akademischen Häuser. Im Großen Fürstenkolleg lag nach der Grabenseite zu ebener Erde das Auditorium magnum der Philosophischen Fakultät, in dem Promotionen und Festakte abgehalten wurden; ein Stockwerk höher das Auditorium Medicum. Die juristischen Vorlesungen fanden im Collegium Juridicum an der Petersstraße statt. Die Theologen versammelten sich im Bibliotheksgebäude am Paulinerhof, und einen fünften Lehrsaal betrat man von der Universitätsstraße aus. Auch Privatwohnungen sind für einzelne Veranstaltungen in Anspruch genommen worden. Es hat noch lange gedauert, bis ein eigenes Auditoriengebäude erstand.
Unangetastet bis ins 19. Jahrhundert blieb die Gemeinschaft der vier Nationen, während sich in der Lehrgemeinde bedeutsame Änderungen vollzogen. Nachdem die bekenntnismäßige Zielsetzung für die gesamte Hochschule eine andere geworden war, erwies sich der Unterbau, die Artistenfakultät in besonderem Maße, als reformbedürftig. Ihr fiel nun die Aufgabe zu, die nötigen Vorkenntnisse für das Studium der Bibel in der Ursprache zu vermitteln. In einer Denkschrift von 1540 schlug Melanchthon als „gubernator totius philosophici studii", als Erneuerer des ganzen philosophischen Unterrichtsganges, seinen Freund und Schüler Joachim Camerarius (Joachim Kammermeister aus Bamberg) vor, und von ihm ist diese umfassende Aufgabe durchgeführt worden, nachdem er am 16. Oktober 1541 von seiner bisherigen Wirkungsstätte Tübingen in Leipzig eingetroffen war.
Neben Borners Namen steht in der Leipziger Universitätsgeschichte der Reformationszeit gleichbedeutend der Name Camerarius.
Über jeder Maßnahme, mochte sie Verfassung oder Unterweisung, Äußeres oder Inneres betreffen, wacht fortan der Landesherr. Konnte man im Mittelalter noch von „zween Herren" sprechen, fällt ihm jetzt allein die Entscheidung zu. Moritz ließ bei Bildung des Kurstaats der Albertiner 1547 beide Universitäten, Leipzig und Wittenberg, bestehen. Insonderheit ließ der Regent die „Erhaltung der göttlichen Wahrheit" sich angelegen sein. Eine streng konfessionelle Bindung beugt freieren Regungen der Wissenschaft vor. Am 22. Dezember 1580 leisten alle Leipziger Universitätslehrer, die nicht ihres Amtes verlustig gehen wollen, die Unterschrift auf die Konkordienformel. Demgegenüber bedeutet es nicht allzuviel, wenn bestimmte Selbstverwaltungsformen belassen werden und bei Regierungsanordnungen immer wieder die Rücksicht auf die Privilegien der Universität bekräftigt wird.
In voller Stärke drückt sich der Charakter der Zeitenwende in den wissenschaftlichen Einrichtungen der Universität aus.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Die Geschichte der evangelisch-theologischen Fakultät beginnt mit den Promotionen vom 10. Oktober 1543. Wolfgang Schirmeister, vorheriger Dominikanerprior, Caspar Borner, Bernhard Ziegler, der Hebraist, Johann Pfeffinger und Andreas Samuel wurden damals zu Doktoren der Theologie ernannt. Ein erster Abschnitt reicht bis zum Jahre 1580. Um diese Zeit sind alle dahingegangen, die dem Freundes- und Ideenkreis Melanchthons entstammen; „Philippist", d. h. Anhänger Melanchthons zu sein, gilt als ein herabsetzender Vorwurf. Die Zeit der „irenischen" Naturen, zu denen die beiden ersten Superintendenten Pfeffinger und sein Schwiegersohn Heinrich Salmuth gehören, ist für lange vorüber. Schroffere Charaktere von der Art Nikolaus Selneckers treten jetzt an ihre Stelle, die mit orthodoxer Strenge abweichende Ansichten bekämpfen. Schon 1565 hat übrigens die Fakultät den aus Jena abgewanderten Philippisten Viktorin Strigel als Nachfolger des Schotten Alexander Alesius abgelehnt, obwohl er das Jahr zuvor das Rektorat bekleidet hatte. Eine einheitliche Leipziger Kirchenpolitik war dadurch gewährleistet, daß sich die Fakultät zum großen Teil aus der Leipziger Geistlichkeit ergänzte.

Die Artistenfakultät mußte ebenfalls vom Grund aus neu aufgebaut werden. Sie erhielt festumschriebene Lehraufträge und eine planvolle Stoffeinteilung. Anstatt der „wandernden Lektionen", der lectiones volventes, die nicht in derselben Hand blieben, wurden acht Fachprofessuren vorgesehen: für beide klassische Sprachen und für griechische Philosophie, für Mathematik, Physik, Moralphilosophie, Poesie und Rhetorik. Durch diese Anordnung schimmert noch das Wissenssystem der Antike; daß es unverfälschtes Altertum war, galt als besonderer Stolz. Gebändigt und gesänftigt durch die Reformationsgedanken, wurde der Humanismus jetzt den staatlichen Erziehungsabsichten dienstbar gemacht. Der Lehrplan hielt sich an das Wittenberger Vorbild: ein anderthalbjähriger Kurs führt durch grundlegende sprachliche und reale Kenntnisse zum Bakkalaureat, ein folgender zweijähriger Kurs, der sich vorwiegend mit Aristoteles, dem „philosophus graecus", befaßt, schloß mit der Magisterwürde ab. Für verschiedene Zweige wurden Lehrbücher Melanchthons verwendet, aber als größte Autorität, gegen die Zweifel kaum erlaubt war, stand hinter ihm Aristoteles. Die seiner Anschauung abholde Doktrin des kalvinistischen Denkers Pierre de la Ramée, die „Ramisterey", wurde 1588 ausdrücklich verboten. Trotz aller Gebundenheit bereitet die Reformation das Kommende vor: die Fakultät der sieben freien Künste tritt ihren Weg zur philosophischen Fakultät an, der zu ungeahnter Höhe führen sollte.

Die beherrschende Persönlichkeit der Fakultät war für Jahrzehnte Camerarius. Gräzist vor allem, konnte er sich mit dem befreundeten Lehrer Melanchthon an allumfassender Bildung messen, versuchte sich auch als Dichter, wie das Humanistenart war, und wurde wegen seiner Sprachgewandtheit zu diplomatischen Sendungen herangezogen. Sein Nachfolger, Gregor Bersmann, zog es nach wenigen Jahren aus Gewissensgründen vor, als Schulrektor nach Zerbst zu gehen. Matthäus Dresser, ein Späthumanist, zeichnete sich als Universalhistoriker aus und wurde 1581 mit geschichtlichen Vorlesungen beauftragt. Eine kurze Gastrolle gab der Astronom Rhaeticus (Georg Joachim von Lauschen) in Leipzig, ein Freund des Kopernikus, nächst Camerarius wohl das berühmteste Mitglied dieser Gruppe.

Auch der Juristenfakultät wurden neue Ziele gestellt. Schon in der Aussprache von 1502

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

wurde darauf hingewiesen, daß man in Leipzig keine Gelegenheit zum Studium des römischen Rechts habe. Die Studenten mußten zu diesem Zweck nach Erfurt oder nach Italien gehen. Zwei gut dotierte Legistenstellen seien an der Hochschule nötig, wenn sie im Wettbewerb bestehen wolle. Die Reformation hat die grundlegende Änderung zur Folge, daß die Fakultät zivilistisch wird, ein Vorgang, der mit der Studienordnung von 1580 zu einem gewissen Abschluß kommt. Der Territorialstaat erwartet die Ausbildung von fähigen Richtern und tüchtigen Verwaltungsmännern. Einer der berühmtesten Schüler der Hochschule, der spätere kurmärkische Kanzler Lampert Distelmeyer, hat zeitweilig römisches Recht in Leipzig gelehrt. Tycho Brahe, der von 1562 bis 1565 hier als Studiosus juris begann, ist von Camerarius' Schwiegersohn Johann Homel und dessen Schüler Scultetus seinem großen Wirkungsgebiet, der Astronomie, zugeführt worden.

In der Medizin stehen alte und neue Methoden wenig vermittelt nebeneinander. Noch beinah zwei Jahrhunderte blieb eine an das Buch gebundene Lehrweise. Was wollte es schon besagen, daß man statt arabischer Übersetzungen sich des antiken Urtextes bediente? Ein namhafter Vertreter des Fachs, Simon Simonius, konnte einreden wollen, daß der beste Philosoph auch der beste Arzt sei (Eundem esse optimum medicum, qui sit philosophus optimus). Trotzdem läßt sich das Streben nach Anschauung nicht mehr zurückdrängen. „Man solde auch alle drey Jar machen eyne anathomia", forderte 1502 Dr. Benedictus Startz. Inzwischen hatte Andreas Vesalius, der in Padua mit dem Lehrstuhl für Chirurgie und Anatomie betraut worden war, die Sektion menschlicher Körper als notwendig nachgewiesen. In Leipzig hatte man sich meist mit Demonstrationen an Tieren, und zwar vorwiegend Schweinen, begnügt, und bei Errichtung einer chirurgischen Professur im Jahre 1542 wird dem Inhaber nur die Verpflichtung auferlegt, über Anatomie zu lesen. Demgegenüber bedeutete es einen wirklichen Fortschritt, wenn nunmehr die inneren Krankheiten ausschließlich dem Arzt vorbehalten werden. Allerdings wurde den Wundärzten (außer den Verletzungen) immer noch die Heilung der „Franzosen" und des Scharbock (Skorbut) überlassen.

Zu den Aufgaben der Fakultät gehörte auch die Heilkräuterkunde und seit 1580 die Kontrolle der Apotheken, die später dem Rate zufiel. Ein als Hortus medicus bezeichneter Lehrgarten, der 1542 angelegt wurde, mußte alsobald den Festungswerken Platz machen, und erst mehr als 100 Jahre später dachte man an Ersatz. Eine Vorführung pharmazeutisch wichtiger Pflanzen, die Herbatio annua, die alljährlich in einer der drei Leipziger Apotheken getätigt wurde, hatte auf Kosten des jeweils betroffenen Apothekers so vergnügliche Formen angenommen, daß die Regierung 1689 ihre Abschaffung und die Verlegung der Unterweisungen in den botanischen Garten anordnete.

So groß die Wendung im deutschen Geistesleben war, die Formen des Wissenschaftsbetriebes sind noch nicht von einheitlichem Guß: sie bewegen sich zwischen gestern und morgen.

Allmählich erweiterte sich das Schulwesen. Die gelehrten Bildungsanstalten wurden gründlich überholt. Melanchthons Gedanken, die auch Luthers Zustimmung hatten, waren maßgebend. In ihnen verbanden sich Humanismus und Christentum. Die Erlernung des Lateinischen stand im Mittelpunkt. 1528 ging das ernestinische Sachsen voran, das albertinische folgte mit der Ordnung vom 21. Mai 1543, die neben anderem

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

die drei Fürstenschulen schuf. „Deutsche Schulen" spielten eine untergeordnete Rolle. Sie bestanden in Dörfern und Flecken oder als sogenannte Winkelschulen eines privaten Unternehmers in den Städten. Am wenigsten geschah für den Unterricht der Mädchen. „Etzliche Jungfraw Schulen, darinnen die Megdlein betten, singen, lesen, schreiben, nehen vnd wircken, auch feine höffliche vnd züchtige geberde von Iren Schulmeistern gelehret werden", finden 1587 Erwähnung.

In dem Jahrzehnt von 1525 bis 1535 nahm die Nikolaischule unter Johannes Muschler einen überraschenden Aufschwung. Die Zahl ihrer Schüler stieg auf 150 und mußte erst in vier, dann in fünf Klassen eingeteilt werden. Als Schüler Mosellans ließ Muschler eifrig Griechisch treiben und Demosthenes, Homer und Lukian von den größeren Schülern lesen. Unterrichtssprache war das Lateinische.

Wie stark die Thomasschule in der Bevölkerung Wurzel gefaßt hatte, zeigt sich bei ihrem Neubau im Jahre 1553. Etwa die Hälfte der Kosten wurde durch Stiftungen aufgebracht; Einrichtungsgegenstände wurden gespendet; mancher Handwerker tat unbezahlte Arbeit.

Musikalische Leistungen sind seit dem 16. Jahrhundert der besondere Ruhm der Thomasschule geworden, während die Nikolaischule durch Aufführungen sich hervorgetan hat. Wir kommen damit vom wissenschaftlichen auf das künstlerische Gebiet.

Die Künste

Der Humanismus wie die Reformation begünstigten die Vorherrschaft des Wortes, was noch keineswegs eine Vorherrschaft der Dichtung bedeutet. „Gedichtet" wurde allerdings übergenug. Gelehrte und Studenten stellten ihre gewandte Feder jedem Zahlungsfähigen zur Verfügung, Drucker führten heimgearbeitete Poeme als Futter ihren Pressen zu. Das an keinen Ort gebundene Volkslied erlebte eine Blütezeit. Aber die Neigung der Hersteller wie der Leser galt doch einhellig der Tages- und Streitliteratur. Der Ausgang des Jahrhunderts sah den Beginn der periodischen Presse, sogenannte Messerelationen eröffneten die Leipziger Zeitschriftenliteratur. Die Entwicklung Leipzigs zum Buchhandelsplatz hatte sich nach Einzug der Reformation rasch vollzogen, mit einem zweiten Messekatalog stellte es sich auf der Ostermesse 1595 neben den alten Mittelpunkt Frankfurt.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ist die Schulkomödie in Leipzig gepflegt worden. Während das Drama im Mittelalter kirchlichen Zwecken diente, arbeitet es jetzt an der Menschenerziehung mit. Es soll die jugendlichen Darsteller in geläufigem Sprechen und gewandtem Auftreten üben. Jakob Burckhardt bezeichnet die Klassikeraufführungen der Renaissance als Ergänzung der Cicerostudien. Die Leipziger Anfänge lehnen sich an die Antike an. 1515, in der Fastenwoche, ließ Magister Lemberger im Rathaus den „Eunuchen" von Terenz aufführen; eine Plautusnachahmung „Comoedia nova de duobus adolescentibus" (von zwei jungen Leuten), die wahrscheinlich in einer Burse gespielt worden ist, gab Christoph Hegendorf 1520 bei Valentin Schumann heraus. Der Nikolairektor Muschler veröffentlichte um 1535 eine Übersetzung der Hecyra von Terenz in deutschen Reimen, und bei der Darbietung des Stückes, die einige Jahre vor-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

her im Rathaus stattgefunden hatte, mag die in der Titelrolle verkörperte freundliche Schwiegermutter die Hörer belustigt haben. Auch von einem Simsonspiel wissen wir, das in der Fastnacht 1553 auf dem Markte gezeigt wurde, im gleichen Jahr, in dem ein Röhrbrunnen mit einer Simsonfigur dort Aufstellung fand. Der löwenstarke Nasiräer gehörte wie der Prophet Elias zu den Lieblingsgestalten der Reformationszeit.
An selbständigen dramatischen Planungen, wie sie auch in Mitteldeutschland gemacht worden sind, z. B. von Joachim Greff, Paul Rebhun, Valten Voith, war Leipzig freilich nicht beteiligt.
Dagegen stammt aus Leipzig das früheste Zeugnis über das Auftreten des Berufsschauspielertums, das den Untergang des Schuldramas herbeiführen sollte: am 19. Juli 1585 erhielten die englischen Komödianten fünf Taler, weil sie „ufm Rathaus ihr Spiel mit Springen und allerlei Kurzweil getrieben". Ein Jahr darauf tauchen sie in Dresden auf.
Daß zwei getrennte Ströme nebeneinander fließen, zeigt sich am deutlichsten in der Lyrik. Dichtung galt dieser Zeit als Domäne der Gelehrsamkeit. Sprachkenntnis und Beherrschung mythologischer Vorstellungen sind ein unentbehrliches Rüstzeug; sich gar der lateinischen Sprache zu bedienen, fügt in die Kette ein, die vom klassischen Altertum bis hin zur humanistischen Literatur der gebildeten Nationen reicht.
Verskünstler in lateinischer Sprache hat Leipzig natürlich gehabt. Dichter von Bedeutung sind nicht darunter, bis auf einen, der am Schluß des Zeitraums lebte: Paul Fleming. Er hat Tausende von lateinischen Versen geschrieben, von denen manche auch Leipziger Erlebnisse bergen. An „Rubella", eine schöne, rotblonde Leipzigerin, sind einzelne Gedichte gerichtet. Aber die ganze Wärme des Gefühls ist doch erst zu spüren, wenn er die Muttersprache verwendet.
Als Kirchenlieddichter zeichnete sich Selnecker aus. In Liedern wie „Laß mich dein sein und bleiben" oder „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ" offenbarte der hitzige Kampftheolog, den seine Gegner den „Seelenhenker" nannten, zarte religiöse Empfindung. Psalmenumdichtungen des Professors Cornelius Becker leben fort, und noch heute ergreift durch seine Schlichtheit Flemings Reiselied „In allen meinen Taten".
Größere epische Gestaltungen fehlen, aber in Schwankbüchern findet die Weltlichkeit der betriebsamen Stadt einen oft ziemlich derben Ausdruck. Zwei Leipziger sind zu nennen: Michael Lindener und Valentin Schumann, ein Sohn des verdienten Druckers. Lindener, der auch gereimte Erklärungen zu Bilderbogen verfaßte, trat 1558 mit einem Rastbüchlein und dem Katzipori hervor. Er war ein unsteter und wüster Gesell, der ein schlimmes Ende nahm. Am 7. März 1562 ist er, der ehemalige Famulus des Scholastikers Dungersheim, in Friedberg als Mörder durch das Schwert hingerichtet worden. Von Valentin Schumann stammt ein Nachtbüchlein, das 1559 erschien und in das, wie in vereinzelte Schwänke von Hans Sachs, offenbar auch Leipziger Züge eingegangen sind.
Kroker hat beispielsweise einen Vorgang ermittelt, der in der Geschichte des betrogenen und schließlich verzeihenden Kaufmanns dargestellt ist. Er hat ferner eine anonyme Verserzählung von dem Gastwirt Erhart Braun, der andere so pfiffig hineinzulegen verstand, auf einen im Goldenen Bären wohnenden Bürger bezogen.
Daß der Name der berühmten Handelsstadt jetzt in die Faustsage eindrang, ist kein Wunder. 1589 wurde dem ältesten Faustbuch ein Abschnitt zugesetzt: „Doctor Faustus

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

schencket den Studenten zu Leipzig ein Faß Weins." Weshalb dies Ereignis zu Beginn des 17. Jahrhunderts nach Auerbachs Keller verlegt und dort in zwei Wandbildern festgehalten wurde, entzieht sich der genaueren Erklärung. Es könnte ein guter Reklameeinfall gewesen sein.

Was wir von Leipziger literarischen Veröffentlichungen aus dieser Zeit haben, ist teils erzieherisch, teils unterhaltsam und spiegelt insofern, obwohl es kein reicher Befund ist, die Wesensart der Stadt zutreffend wider.

Auf Grund solcher Beobachtungen können wir auch in der bildenden Kunst ein Vorwiegen des praktischen Sinnes erwarten. Ein gesund-nüchterner Zug geht durch das Leipziger Bauwesen. Die Stadt lag zwischen mitteldeutschen Brennpunkten der Renaissance: im Westen, an der Saale, erlebte Halle eine Blütezeit unter dem „großen Kardinal"; im Osten stiegen die Elbstädte Dresden und Meißen, Wittenberg und Torgau im Wettstreit der beiden Wettiner Linien zu vorher nicht gekanntem Glanze empor. In den fünfzehnhundertdreißiger Jahren entstanden das Dresdner Georgenschloß und die einzig schöne Hofanlage von Schloß Hartenfels in Torgau. Leipzig wird von dem Formenwandel in weit geringerem Maße berührt. Obwohl es wirtschaftliche Kraft aus dem Bergsegen und den kaiserlichen Messeprivilegien zieht und die Mittel zur Prachtentfaltung hätte, bleibt es um die Weiterentwicklung des Bestehenden bemüht. Gotische Treppengiebel bestimmen das Bild der Straßen, in denen sich die Wohnungen der reichen Bürgerfamilien befinden, wie die Ansicht von 1547 zeigt. Sie gelten noch lange als vorbildlich. Man könnte durchaus von einem Vorwalten städtebaulicher Gesichtspunkte reden.

Einmal, zu Beginn des Zeitalters, hat eine engere Kunstbeziehung zwischen Leipzig und Halle bestanden. Der Welserfaktor Walter war der Schwiegervater von Kardinal Albrechts Kämmerer Hans Schönitz, der ein tragisches Ende gefunden hat. Schönitz erbaute sich 1522 in der Nähe des Halleschen Marktes ein Wohnhaus „Zum kühlen Brunnen" und dürfte damit in mehrfacher Hinsicht Anregungen zum erkergeschmückten Bau der „Goldenen Schlange" (Barthels Hof) gegeben haben, den Walter im folgenden Jahre errichten ließ.

Daß die Stadt die dem Alltag dienenden Aufgaben den festlicheren voranstellte, ist schwerlich zu tadeln. Sie sorgte für Schulräume, dachte mit Kornhaus und Fleischbänken, Rannischer Badestube und dem Pestilenzhaus am Rosentaleingang an Nahrung und Gesundheit oder beim Ratsmarstall und Rannischen Schießhaus an körperliche Betätigungen.

Bei den Kirchen, die man vom Mittelalter in reicher Fülle und guter Verfassung übernommen hatte, kam es hauptsächlich auf die Anpassung an den protestantischen Gottesdienst an. Nebenaltäre und Gemälde wurden beseitigt, Emporen und Kirchenstühle eingebaut. Meist begnügte man sich mit Holz, für lange Dauer eingerichtet sind die auf wuchtigen Porphyrsäulen ruhenden Emporen der Thomaskirche. Über das Nächstliegende ging man nur bei zwei Kirchen hinaus: 1555 wurde durch Einfügung eines Mittelturms das romanische Westwerk der Nikolaikirche zu der einprägsamen Gruppe ausgestaltet, die noch heute als architektonisches Wahrzeichen von Leipzig gilt. 1582 wurde die Johanniskirche, die bei der Belagerung von 1547 schwer beschädigt worden war, abgebrochen und durch eine bescheidene Begräbniskapelle ersetzt.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Das erste repräsentative Bauwerk der Stadt war die Alte Waage an der Nordseite des Marktes. Sie entstand 1555 unter dem weitblickenden Hieronymus Lotter, einem aus Nürnberg stammenden Kaufherrn, der damals zum erstenmal Bürgermeister geworden war und dies Amt bis 1573 siebenmal bekleidete. Der bauverständige Mann hat viel für die Verschönerung der Stadt getan, und ihm standen Fachleute zur Seite, denen die technische Durchführung oblag: Paul Speck, der 1543 als Ratsmaurer aus Schneeberg berufen worden war, der Maurer Sittich Pfretzschner und der Steinmetz Paul Wiedemann. Unter den dreien, die sich 1556 zu einer entscheidenden Architekturaufgabe zusammenfanden, war Paul Speck der bedeutendste. Daß er „als ein Obermeister" „am Turm zu St. Niclas, an der Waage und am Rathaus treulich und fleißig" gearbeitet habe, bestätigt ein Eintrag im Ratsbuch vom Ende des Jahres.

Das Rathaus war damals unter Benutzung von älteren Bestandteilen umgebaut worden. Die Breitenform, die nichts mit dem Eindringen von Renaissancegeist zu tun hat, und das hohe Satteldach waren gegeben. Aber man verwirklichte nun den Plan eines Treppenturmes, der schon 1474 erwogen worden war, und gab dem Hause mit dreizehn kleinen Giebeln an der Ost- und Westseite einen reizvollen Schmuck. Ein Einfluß italienischer Formenwelt ist nur in ornamentalen Einzelheiten, vor allem bei den Portalen, zu spüren.

Die Hand Paul Wiedemanns ist an der dekorativen Steinmetzarbeit erkennbar, die Leipzigs festlichsten Renaissancebau, das Fürstenhaus, zierte; ein vorausgehender nüchterner Bürgerbau, Auerbachs Hof, hat dies künstlerisch weit überlegene Gebäude durch seine Bedeutung als literarischer Schauplatz in den Schatten gestellt.

An der Pleißenburg, die seit 1548 auf kurfürstlichem Grund wieder erstand, waren Lotter wie Speck beteiligt. Lotter hat dem Landesherrn bei der geschäftlichen Abwicklung seine Dienste geliehen, von Speck rührt sogar die Planzeichnung her, von der sich wenigstens ein vom Künstler bezeichnetes Bruchstück noch vorfindet. Die Festung, die noch der Mithilfe vieler, namentlich militärischer Kräfte bedurfte, war erst 1569 bis in den inneren Ausbau vollendet. Mit ihren geraden, klaren Linien und dem mächtigen Turm stand sie wie ein unerschütterlicher Eckpfeiler im Leipziger Stadtbild, und wohl niemand hätte gedacht, daß ihre Geschichte keineswegs immer rühmliche Blätter würde aufzuweisen haben.

In weit höherem Grade als die Architektur von den Fragen des Kirchenbaus wurde die Wegrichtung der Malerei vom kirchlichen Bilde bestimmt. Abweichend von den Reformierten hat Luther das mosaische Bilderverbot nicht in die zehn Gebote aufgenommen, so schroff er einen in Anbetung bestehenden „Bilderdienst" ablehnte. Gegen eine Veranschaulichung des Schriftworts hatte er jedoch nichts einzuwenden; die Teile seiner Bibelübersetzung erschienen illustriert, am reichsten geschmückt war die bei Hans Lufft gedruckte Gesamtausgabe von 1534. Trotzdem war mit einem Schlage der Themenkreis der Maler ungeheuer verengt. Die Innigkeit des Marienkults versank, und mit der Heiligenverehrung schwand eine Welt von heiteren und grausamen Szenen. Selbst die Allegorie, die nun bevorzugt wurde, büßte ihren mittelalterlich-versponnenen Charakter zugunsten eines gradlinigen Bekennertums ein.

Mehrere Jahrzehnte war eine Entwicklung protestantischer Malerei in Leipzig ausgeschlossen. Die Stadt geriet deshalb in künstlerische Abhängigkeit von Wittenberg, wo

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

der tonangebende Meister Mitteldeutschlands, Lukas Cranach, saß, der ja selbst von so fanatischen Gegnern der Reformation wie dem Kardinal Albrecht und Herzog Georg mit Aufträgen bedacht wurde. Daß sich begüterte Leipziger an ihn wandten, nimmt in keiner Weise wunder. Unter den Gemälden, die der junge Quandt 1815 auf dem Boden der Nikolaikirche wiederentdeckte, rühren manche von Cranach her: eine Dreifaltigkeit, die er dreihundert Jahre früher für die Schützenbrüderschaft gemalt, der Sterbende, den der Naumburger Kanzler Heinrich Schmidburg bei ihm bestellt hatte, eine Verklärung Christi auf Tabor, die dem Gedächtnis des Kaufherrn Ulrich Lintacher gewidmet war, und, vom Grabmal des 1525 verstorbenen Hans Körner stammend, Christus und die Samariterin. In der Paulinerkirche befindet sich noch heute ein Bild: Jesus als Kinderfreund, von dem verschiedene Fassungen bekannt sind.

Unter diesen Werken, die verschiedenen Schaffensperioden angehören, ist, schließlich rein zufällig, der Typus der religiösen Darstellung nicht vertreten, der die entschiedenste Nachahmung fand: das Bekenntnisbild, wie es Cranach seit 1529 mehrfach in Sündenfall und Erlösung gestaltet hat. Ein vorzügliches Beispiel dieser lehrhaften, oft auch äußerst angriffslustigen Art mit ihren kontrastierenden Motiven und Gruppen ist in dem figurenreichen, von Streitbarkeit erfüllten Opfer des Elias vom jüngeren Cranach erhalten, das erst nach 1552 entstanden ist.

Selbständig dem Neuen in Leipzig Bahn zu brechen, ist vielleicht das Ziel Georg Lembergers gewesen, eines aus Landshut gebürtigen ungebärdigen Bayern, der fast ein Jahrzehnt in der Stadt tätig gewesen war, als er 1532 aus Glaubensgründen in die Verbannung gehen mußte. In der Kreuzigung, die Cranachs Schmidburg-Epitaph als Deckelbild diente, und sozusagen dessen miniaturhafte Ausführung mit lauter Pathetik umgab, erweist er sich als Anhänger bewegtesten Donaustils. Später hat er sich hauptsächlich graphischen Arbeiten zugewandt. Daß er sich nicht von anderen Meistern ins Schlepptau nehmen ließ, zeigt seine raumeinheitliche, temperamentvolle Behandlung des Cranachthemas „Sündenfall und Erlösung", die 1535 entstand. Sein vorzeitiger Weggang ist zweifellos ein Verlust für Leipzig gewesen.

Er war kein gleichgerichteter Mann, der „Fürstenmaler" Hans Krell, der 1533 am selben Tage wie Hieronymus Lotter Leipziger Bürger wurde, aber es war doch gut, daß er in die Lücke trat, die Lemberger hinterlassen hatte. Er kam als anerkannter Künstler; der Regent seiner heimatlichen Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach hatte ihn nach Prag und an seinen Verwandten Ludwig II. von Ungarn empfohlen. Seine Bildnisse waren begehrt. Die für das Leipziger Rathaus in Massenauftrag gelieferten Fürstenporträts können nicht den Maßstab für seine Beurteilung abgeben. Festdekorationen für Leipzig und Halle, Landschaften und anderes „Malwerk" sind überhaupt nur durch schriftliche Hinweise bezeugt. Daß er auch Vorlagen für Gobelins entworfen hat, ist erst aus neuerer Forschung über den Stettiner Croyteppich von 1554 bekannt geworden. Er war eine Renaissancenatur im Leipziger Leben, und der Ertrag seiner gesamten Tätigkeit verdiente wohl einmal eine zusammenfassende Bearbeitung.

Der Cranachschule oder wenigstens der Cranachnähe gehören vereinzelte Leistungen an, die noch nicht auf einen bestimmten Schöpfer bezogen werden können. Aus dem Dunkel der Unbestimmbarkeit tritt Wilhelm Gulden hervor, der von 1548 bis 1571 in Leipzig eine umfängliche Tätigkeit entfaltet haben muß. Sein Hauptwerk, der Altar-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

aufsatz von 1559 in der Brandenburger St. Gotthardtkirche, läßt sich als ein manieristisches Gegenstück zum kurz vorher vollendeten Cranachaltar der Weimarer Stadtkirche bezeichnen, mit dem er auch motivliche Gemeinsamkeiten hat. Ein fürstlicher Stammbaum in Dresden aus dem Jahre 1563 ist eine weitere gesicherte Arbeit von ihm.
Wegen einer nicht genauer zu ermittelnden Pflichtversäumnis wurde Gulden, der Bürgersohn war, aus Leipzig ausgewiesen. Abermals ist es ein Kommen und Gehen: 1569 war der Niederländer Nikolaus de Perre aus der großen Kunststadt Antwerpen nach Leipzig geflüchtet, und durch ihn gewann ein Manierismus die Oberhand, der mit Porträtmäßigkeit der Figuren eine prunkende Schaubarkeit und sehr oft auch Kälte verband. Während eines vollen Halbjahrhunderts, von 1570 bis 1620, waren die beiden de Perre, Vater und Sohn, führend. Als, wahrscheinlich Anfang 1595, Nikolaus starb, erbte Johann (Jan) de Perre die großen Aufträge. Sie schufen ansehnliche Epitaphien für angesehene Leute – für die Familien Hutter, Finolt, Eulenbeck, Prückner und Meyer –, Werke, die noch lange von den Wänden der Thomas- und Paulinerkirche herabschauten. Nikolaus ist vielleicht auch das Denkmal des Camerarius zuzuschreiben. Auf Jan gehen ganzfigurige Bildnisse für die Universität und die Thomaskirche zurück sowie die malerische Innenausstattung der Dorfkirche zu Prießnitz bei Borna. Einzelne Mitglieder der weitverzweigten de-Perre-Familie sind Goldschmiede gewesen; Töchter waren mit Goldschmieden verheiratet; eine Tochter Jans wurde die zweite Frau des Thomaskantors Schein. Sie bildeten einen Personenkreis, der unzweifelhaft im Leipziger Kulturleben etwas bedeutete.
Der Plastik fehlten kirchliche Aufgaben. Es kam zwar vor – und gerade auf sächsischem Boden –, daß der neue Glaube zu künstlerischem Ausdruck vordrang: die Altäre von Penig, später von Lauenstein, Pirna und Lichtenburg zeugen davon. Jedoch in Leipzig geschah dergleichen nicht, und das weltlich-repräsentative Bildwerk steht im Vordergrund.
Paul Speck, der Ratsmaurer, erweist seine Vielseitigkeit mit einem Wandgrabmal für Caspar Borner, das in der Art, Schriftplatte und Porträtfigur zu verbinden, von der Renaissance gelernt hat, im ganzen aber Züge einer Übergangszeit trägt. Eine menschlich warme Wirkung strahlt davon aus, in ihrem echten und schlichten Wesen sind Bildner und Dargestellter offenbar verwandt. Deutlicher kommt der Stilwandel in den gegossenen Gedächtnistafeln für Kruschwitz und Kneitlingen zum Ausdruck, die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Paulinerkirche Aufstellung fanden. Ihre Signaturen sind nicht voll enträtselt; sie stehen den Arbeiten des Zwickauers Peter Mülich nahe, eines Schwiegersohns von Hermann Vischer. Der letzte Inhaber der Vischerwerkstatt, Hans Vischer, ist übrigens am 8. September 1550 in Leipzig verstorben, wo er bei einem Verwandten seiner verstorbenen Frau, dem Kaufmann Sebastian Schweigker, seine letzten Tage zugebracht hatte. Namen einiger ansässiger Künstler gewinnen nicht recht Gestalt. Der Rotgießer Ulrich Gretel, der sich 1533 in Leipzig niederließ, hat für Wittenberg gearbeitet. Johann Behem könnte an der Kruschwitzplatte als Erzgießer beteiligt gewesen sein, Erasmus Behem hat als Formenschneider mit dem Freiberger Gießer Wolf Hilliger zusammengewirkt. Der Bildhauer des Dresdner Georgentors, der ältere Christoph Walther, der als Bahnbrecher der Renaissance in Sachsen anzusehen ist, hinterließ in Leipzig keine tiefere Spur. Er lieferte 1539 einen Brunnen für den Paulinerhof,

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

und das Denkmal für Caesar Pflugk im anstoßenden Kreuzgang ist ihm zugeschrieben worden.

Etwa 1580, als Nosseni, der selbst nicht Bildhauer war, in Dresden tonangebend wurde und als Vredeman de Vries auf Grund des römischen Architekturschriftstellers Vitruv seinen Formenschatz herausgab, wurde in Leipzig eine klare, eindeutige Linie erkennbar; Valentin Silbermann trat hervor. Zeitweilig scheint er geradezu ein Monopol für Kanzeln und Altäre besessen zu haben, die zum Geist des Protestantismus besser stimmen sollten. Häufig verband er sich mit Johann de Perre, dessen Gemäldefolgen er in einem „antikischen" Architekturrahmen zusammenfaßte. Sein Dresdner Prunkbüfett von 1587 rückt ihn an die Seite der tüchtigen Leipziger Kunsttischler wie Hans Schmid, genannt Flandereysen, Gregor Anesorge, David Scheicker, Hans Schieferstein. Von Anesorge stammt der intarsiengeschmückte Aktenschrank des Alten Rathauses.

Um die Jahrhundertwende löste eine stark bewegte Kunst Silbermanns abgewogene, nüchterne Formen ab. Ein Virtuos dieser Richtung, Heinrich Hünfeld aus Bremen, der zwischen 1605 und 1617 an dem pomphaften Grabmal Herzog Johanns III. in Weimar beteiligt war, ist am 8. Januar 1605 Leipziger Bürger geworden, doch scheint sich ihm hier keine Nahrung für sein Talent geboten zu haben.

Umstritten ist der Meister der überreich verzierten Rathauskamine. Ernst Kroker möchte sie dem Ratsmaurer Friedrich Fuß (gest. 1618) zuweisen, der in der Tat mit dem Neuen Schloß auf Burg Wendelstein im Unstruttale eine Probe seines Könnens abgelegt hat, wogegen Kurzwelly sich für Franz Julius Döteber einsetzte, indem er auf den ebenso anmutvollen wie kühnen Aufbau des Taufsteindeckels in der Thomaskirche hinwies, mit dem Dötebers Name in unbezweifelter Verbindung steht. Aber die Summe, die diesem, an manchem Hofe geschätzten Meister des Ornamentalen bei dem kirchlichen Auftrag gezahlt wurde, ist dermaßen gering, daß er nur Zutaten geliefert haben kann. Wahrscheinlich ist der Thomastaufstein eine einheitliche Schöpfung des Magdeburger Bildhauers Georg Kriebel, dem andere Künstler bei der Ausgestaltung beigestanden haben.

Fragt man danach, was der städtischen Kunstförderung verdankt wird, so sind außer den Kaminen die Brunnen zu nennen, die der Verschönerung des Straßenbildes dienten. Gurlitt zählt — für die Zeit bis 1605 — deren neunzehn auf. Kräfte, wie Christoph Walther, Gregor Richter, Valentin Silbermann, Friedrich Fuß, waren an ihrer Herstellung beteiligt, Gregor Richter mit dem „Goldenen Brunnen", der von 1582 bis 1826 den Marktplatz geschmückt hat.

Stadt und Private trugen in gleicher Weise zum Aufblühen des Kunstgewerbes bei. An edlen Gebrauchsgegenständen, wie Truhen, Trinkgefäßen, Leuchtern und ähnlichem, ging das meiste verloren. Sicherlich ist in der Messestadt, die italienische und niederländische Waren in Fülle herbeiführte, ihr Vorrat nicht gering gewesen. Zuweilen förderte die Erde Glas- und Keramikreste zutage. Für die einheimische Produktion hatten die sächsischen Silber- und Zinnfunde ihre Bedeutung. Es war kein Zufall, daß sich 1539 der „Groschengießer" Hans Reinhart auf dem klassischen Boden des Hartgelds niederließ. In nicht abreißender Reihe schuf er in Leipzig Schaumünzen mit Fürstenbildnissen, Wappen und religiösen Darstellungen, die in ihrer lebendigen und geschmacklich sicheren Ausführung zu den besten ihrer Zeit gehören. Auch der jüngere

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

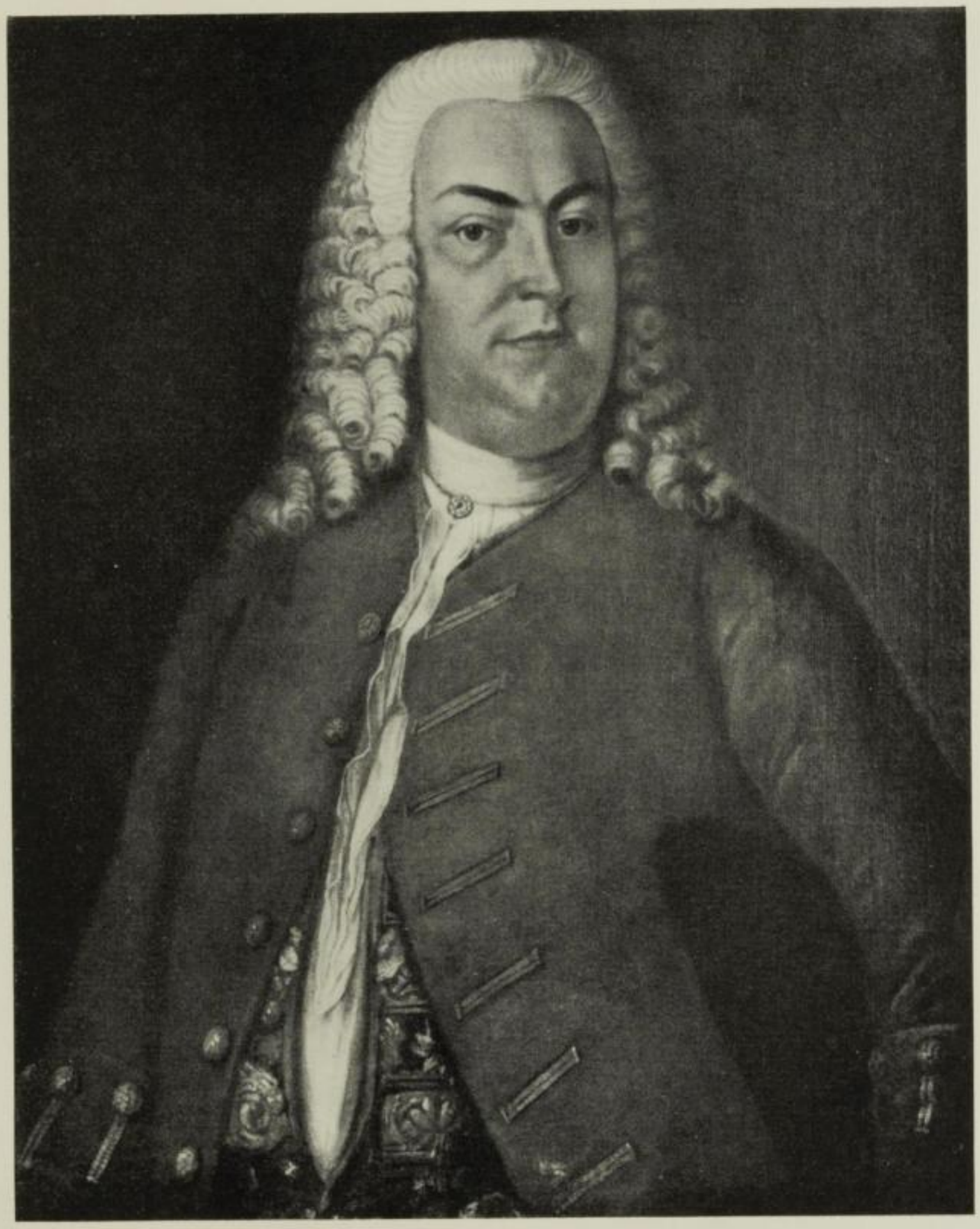
Reinhart blieb dem Berufe seines Vaters treu, aus seiner Hand ging die erste der beiden prachtvollen Eidbibeln hervor, die der Rat für einen vorher bei Ratsherrenverpflichtung verwendeten Reliquienschrein anfertigen ließ. Eine zweite, ähnliche Bibel hat 1605 Elias Geier gearbeitet, der schon bei der Herstellung der ersten geholfen hatte. Der damalige Besitz der Kirche an Edelmetall kann nach der Abgabe des mittelalterlichen Bestandes nur als ärmlich bezeichnet werden.

Ein Lieblingskind der Renaissancezeit war die Teppichweberei. Seger Bombeck, der von 1545 bis 1552 in Leipzig wohnte und auch in städtischem Auftrag arbeitete, war ein Meister auf diesem Gebiet. Seine Vorlagen sind sicherlich ganz verschiedenen Ursprungs. Während ein Reformationsteppich der Cranachschule zugerechnet werden kann, wirkt sein Salomonisches Urteil niederländisch-romanistisch und ein Christusteppich von 1551 sogar florentinisch. In allen Fällen sind ihm jedoch die feste Zeichnung seiner Gestalten und eine blühende Phantasie im Ornamentalen nachzurühmen. Das Urteil des Salomo wurde als Gerechtigkeitsbild für das umgebaute Rathaus angekauft und am 26. August 1557 mit 228 Gulden 12 Groschen bezahlt. Leider ist der Teppich während der Auslagerung im zweiten Weltkrieg verlorengegangen.

Nachdem Bombeck einem Ruf nach Weimar gefolgt war, ist 1555 Sygemundt Schlaynhauffe als Teppichweber nachzuweisen und etwas später Reinhard Thüren, der offenbar Bombecks Werkstatt am Barfüßerkirchhof für die Herstellung seiner „niederländischen" Teppiche übernommen hat.

Zu künstlerischer Leistung stieg auch die Buchstadt Leipzig auf. Von Jakob Berwalt und Valentin Bapst, von Nickel Wolrab und Ernst Vögelin gibt es erlesene Drucke. Ein eigener Buchstil hat sich entwickelt, mit Schmuckformen, die nicht mehr aus der Handschrift abgeleitet sind. Die Schreiber werden durch die Druckkunst mehr auf das Feld erzieherischer Aufgaben hinübergedrängt, stecken sich aber nach wie vor höhere Ziele bei kalligraphischen Leistungen. In Schrifttafeln, die mit Gold auf schwarzem Grund gemalt sind, bringen die Schreibmeister Werke hervor, die mit malerischer Ausstattung in erfolgreichen Wettbewerb treten, zumal sie der protestantischen Verehrung des reinen Wortes Genüge tun. In diesem Geist schmückt seit 1614 die Thomaskirche ihre Emporen mit einer Folge von Bibelstellen. Ihren Höhepunkt erreicht die Kunstgattung in der Barockzeit, die den Schrifttext mit dem kühnen Schwung des Zugwerks zusammenfaßt.

Etwas sprunghaft bietet sich die Entwicklung der mit dem Buchdruck verbündeten Graphik dar. An illustrierten Einblattdrucken und Flugblättern wird viel verloren sein. Die Formenschneiderfamilie der Nerlichs beispielsweise, die durch ein ganzes Jahrhundert in Leipzig tätig war, hat unbedingt mehr herausgebracht, als zufällig erhalten blieb. Als schöpferische Naturen lernen wir nur kennen: Georg Lemberger, der Schriften der Lutherzeit mit seinen leidenschaftlich-unruhigen Holzschnitten versah und — durch einen langen Zeitraum von ihm getrennt — den vielseitigen Stecher Andreas Bretschneider, der auch den Gesamteindruck der Stadt vom Jahre 1615 im Bilde festgehalten hat und im übrigen für mehrere große Verlage als Buchkünstler tätig gewesen ist. Ausnehmend wirkungsvolle graphische Blätter sind zwei Darstellungen des Stadtwappens, die der Monogrammist THVB — hinter diesem Zeichen wird der 1551 bis 1586 bezeugte Tobias Hase oder Theodor de Bry vermutet — und 1580 der Gold-

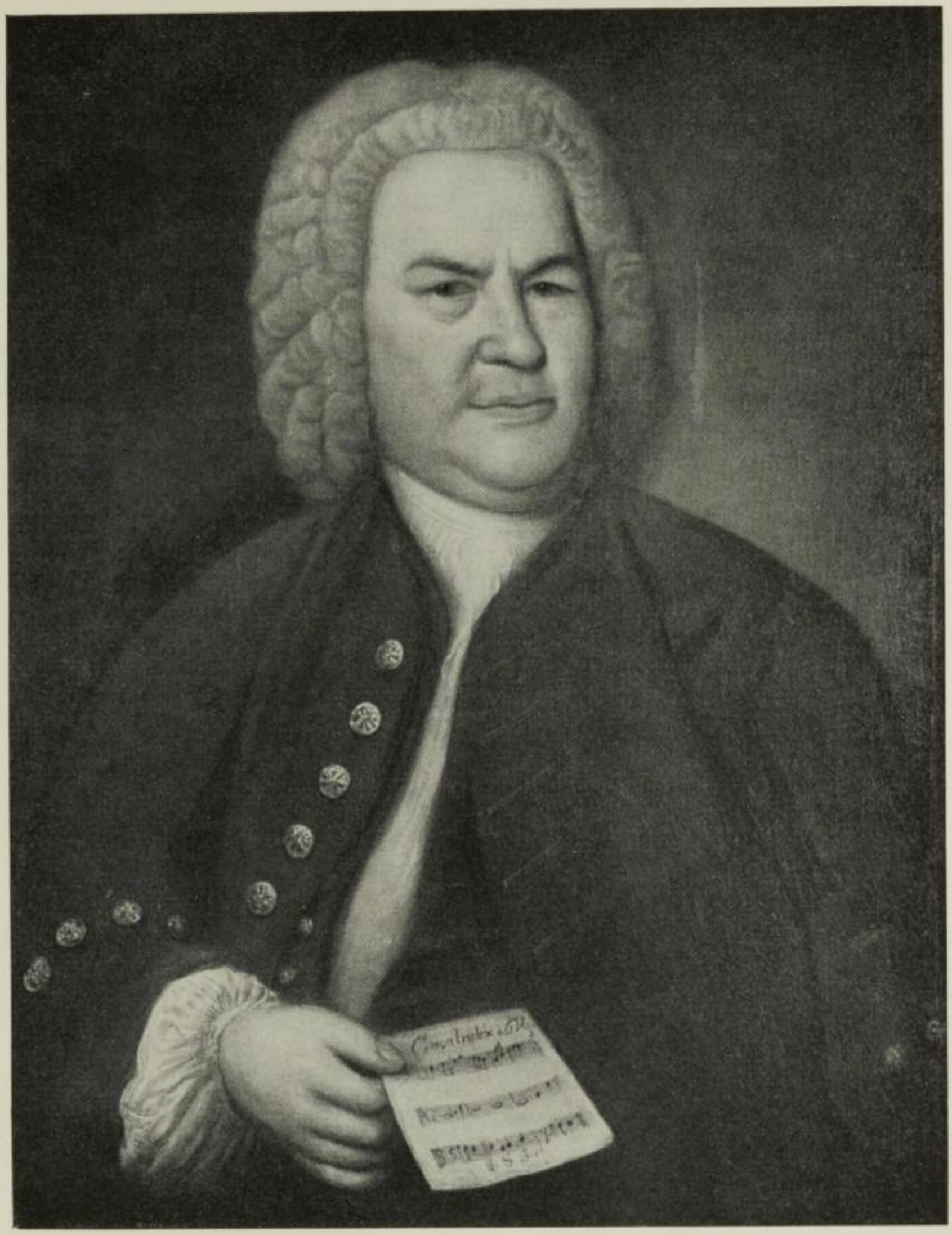


9 Der Leipziger Professor Johann Christoph Gottsched (1700—1766), gemalt 1744 von Leonh. Schorer

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

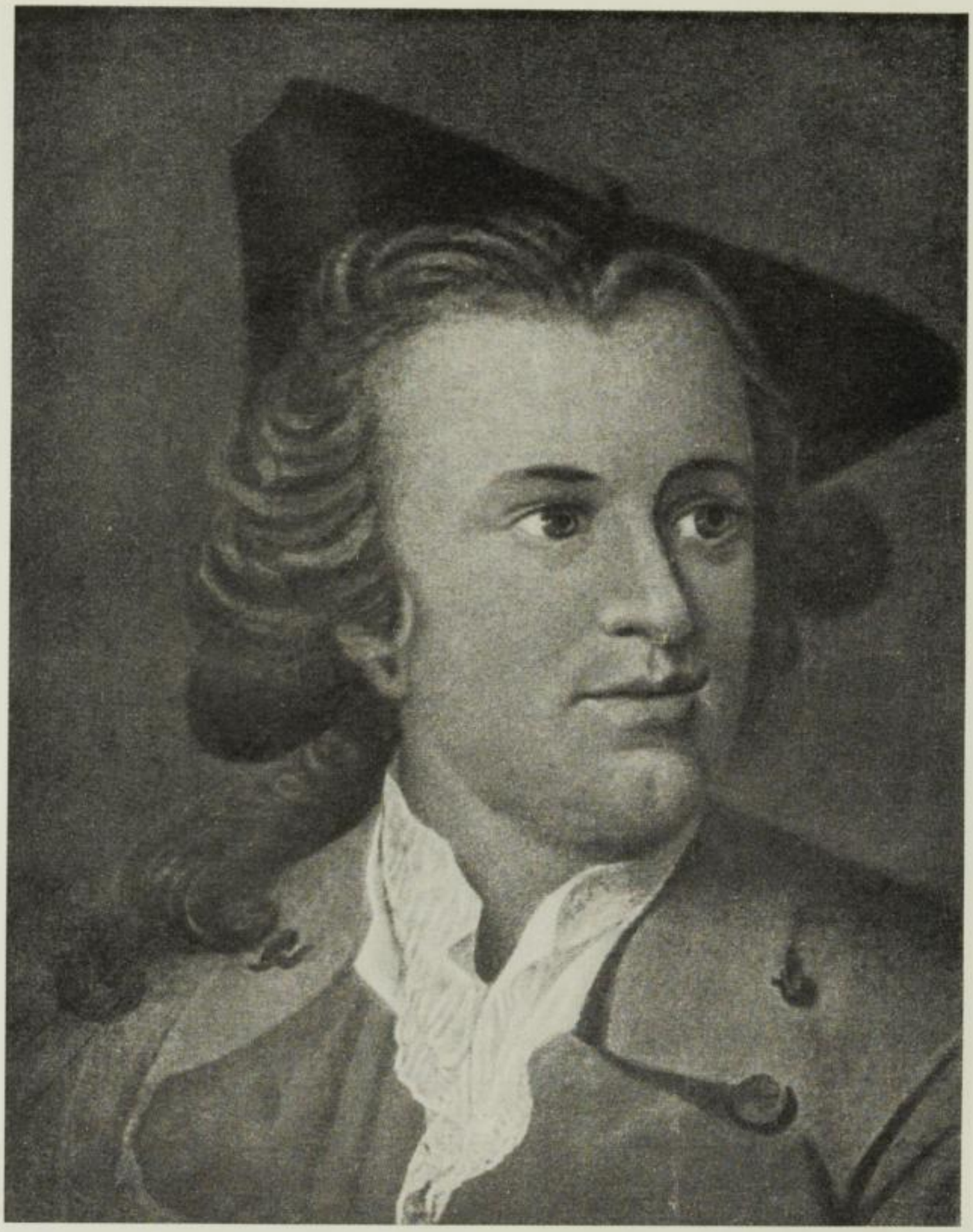
10 Die Thomaskirche mit der 1731/32 erneuerten Thomasschule
nach dem Kupferstich von J. E. Schefler 1749

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ



11 Der Thomaskantor Johann Sebastian Bach (tätig in Leipzig von 1723—1750), gemalt 1746 von Elias Gottlob Hausmann

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ



12 Der junge Lessing, zwischen 1755—1765,
wahrscheinlich von Johann Heinr. Tischbein gemalt

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

13 *Caroline Neuber, die „Neuberin" (1697—1760).*
Nach einem Stich von 1644

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Hiſtoriſche

ERKLÆRUNGEN

der

GEMÆLDE,

welche

Herr GOTTFRIED WINKLER

in Leipzig

geſammlet.

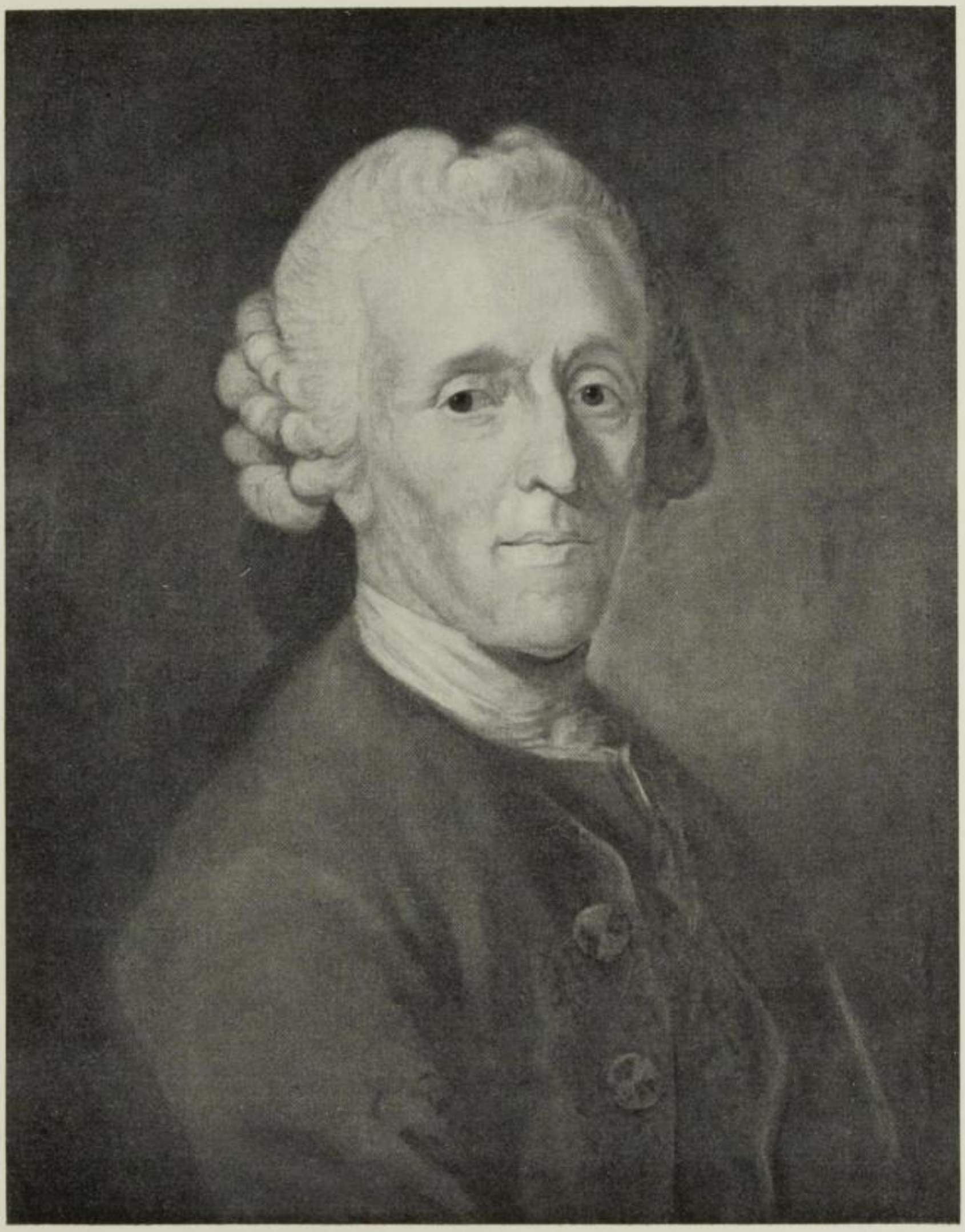
Leipzig,

gedruckt bey B. C. Breitkopf und Sohn

1768.

14 Titelseite des von Kreuchauff verfaßten Kataloges

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ



15 *Der Leipziger Professor und Dichter Christian Fürchtegott Gellert (1715—1769), gemalt von Anton Graff*

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SPERONTES

Singende Muse

an der

Pleisse

in

2. mahl 50 Oden,

Der neüesten und besten musicalischen Stücke
mit den darzü gehörigen Melodien
zu beliebter
Clavier-Übung und Gemüths-Ergötzung
Nebst einem Anhange
aus J. L. Günthers Gedichten.

Leipzig,
auf Kosten der lüttigen Gesellschafft.
1736.

16 *Titelseite der 1736 von Sperontes (Johann Sigismund Scholze) veröffentlichten Liedersammlung*

schmied Manasse Steinber geschaffen haben. Sie geben von einer stolzen Anhänglichkeit an Leipzig Kunde.

Die Musik verschlang sich eng mit Wort und protestantischer Lehre. Luthers Herzen stand sie näher als die bildende Kunst. Er schenkte besondere Aufmerksamkeit dem deutschen Liedgesang, an dem die Gemeinde sich beteiligen konnte, ohne die mittelalterlichen Messen und Motetten abzulehnen. Von früh an sollte er geübt werden. In der grundlegenden Schulordnung von 1528 war vorgesehen, „die Kinder zur Musika zu halten ... alle klein und groß", und schon vier Jahre früher war Luther mit seinem Torgauer Freunde Johann Walther an die Schaffung eines evangelischen Gesangbuches herangegangen, das allerdings nur 32 Lieder enthielt. Ihre Stützpunkte für die Musikpflege erhielt die Kirche in den Kantoreien.

Damit beginnt auch der Aufstieg der Thomaskantorei. Um die Jahrhundertmitte stand ihre Einrichtung in den Grundzügen fest. Da die beiden städtischen Hauptkirchen, Thomas und Nikolai, zu versehen waren, hatten sich zwei Auswahlchöre herausgebildet, die auch als große und kleine Kantorei bezeichnet wurden. Mit dem einen wirkten die Stadtpfeifer zusammen, mit dem anderen die Stadtgeiger, die noch bis ins 17. Jahrhundert hinein geringer als die Bläser eingeschätzt wurden. Aus allem ergibt sich, daß sie ursprünglich als unterschiedlich galten, doch glich sich diese Abstufung in kurzer Frist aus. Die ganze Schülerschaft, mit Ausnahme der jüngsten Jahrgänge, wurde für die Kurrende in Anspruch genommen, die den Stadtvierteln entsprechend in vier Gruppen eingeteilt war.

Im Zusammenhang mit dieser Entwicklung hob sich die Stellung des Thomaskantors. Auch über die Aufnahme der Instrumentalisten in die Stadtmusik hatte er zu entscheiden. Folgerichtig bezeichnete sich Schein schon 1618 als „director musices"; daneben wurde der Ausdruck Kapellmeister gebraucht. Da aber eine vollständige theologisch-humanistische Ausbildung vom Kantor verlangt wurde und er auch wissenschaftlichen Unterricht zu erteilen hatte, bestand eine Zwiespältigkeit seiner Aufgaben, aus der sich weitere Schwierigkeiten ergeben sollten.

Am Anfang einer bedeutenden Reihe von Thomaskantoren steht Georg Rhaw, der 1519 bei der Disputation durch seine zwölfstimmige „Missa de spiritu sancto" Aufsehen erregte. Er verließ sein Amt sehr bald und ist in Wittenberg als angesehener Drucker tätig gewesen. Dem Kantorat, das noch während der nächsten Jahrzehnte unter vielfachem Wechsel seiner Inhaber leiden mußte, haben um die Wende des 16. zum 17. Jahrhundert zwei Persönlichkeiten dauernde Bedeutung verliehen: Sethus Calvisius und Johann Hermann Schein. Calvisius, ein Nachfahr der großen Humanistenzeit, war gleichrangig als Musiker, Musiktheoretiker und Gelehrter; geistliche Kompositionen gibt es von ihm und ein weitbekanntes Geschichtswerk „Opus chronologicum". Schein wurde, indem er den Spuren des Venezianers Giovanni Gabrieli, des Organisten an der Markuskirche, und denen von Heinrich Schütz folgte, der Bahnbrecher des geistlichen Konzertes in Leipzig, das zugleich den Instrumentisten neben den Vokalisten einen festen Platz in der Kirchenmusik eroberte. Nicht minder hat er Verdienste um das Madrigal, namentlich durch seine Diletti pastorali von 1624, und er führte, in diesem Werk und in anderen, die idyllische Schäferwelt einer modischen Hirtendichtung in die Musik ein.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Die Kantorei fand ihre Aufgaben nicht nur bei erlesenen Anlässen. Auf künstlerisches Verdienst bedacht, durfte sie das Verdienen nicht unterschätzen. Der ganzen Schule kamen die Einnahmen zugute, nicht zuletzt der Lehrerschaft, die auf die sogenannten Akzidentien, d. h. zusätzlichen Einkünfte, mit angewiesen war. Bis weit ins 19. Jahrhundert hat es gedauert, bevor man diesen Zustand als unwürdig empfand, dessen verwickelte Rechenexempel uns geradezu komisch anmuten. Daß „singend Almosen an den Türen gesammelt würden", erscheint den Verfassern der Schulordnung von 1634 als etwas Selbstverständliches. Man kämpfte sogar darum. Als die untersten Klassen, die an der Kurrende nicht beteiligt waren, Singeumgänge veranstalten wollten, wurde es ihnen nach mancherlei Erwägungen verwehrt, und erst recht mußten fahrende Schüler ausgeschlossen werden, „die da singen und beten, in allen Gassen herumvagieren"; Leute, „die man in gemein Vaganten nennet".

Und so treffen wir die Thomaner — mit oder ohne Stadtmusikanten — auch in Privathäusern und auf der Straße, bei froher und trauriger Begebenheit.

Bei den kleinen Hochzeiten werden von ihnen Choräle gesungen, den größeren blieben die Motetten vorbehalten, die unter Umständen eigens für sie gesetzt waren. Der Brautzug schritt unter Musikbegleitung, und, als Ende des 17. Jahrhunderts Hochzeitskutschen aufkamen, rief man nach einem „Karossenverbot". Erheblich mehr Kopfzerbrechen hatten die Instrumentisten nötig, ehe sie durch Vergleich miteinander in Ordnung und Harmonie kamen, denn die „blasenden Hochzeiten" standen hoch über den „geigenden", die eigentlich in die Vorstadt gehörten, wie denn auch an deren Gartenlokalen der Begriff „Bierfiedler" bis heute hängengeblieben ist. Einig waren alle Musikausübenden in dem Willen, die Schmälerung ihrer Bezüge durch auswärtige Trauungen oder auch Frühtrauungen zu verhindern und in solchen Fällen zum mindesten die Zahlung einer Ablösung zu erwirken. Ein „solennes Begräbnis" brachte, neben anderen Gebühren, dem Thomaskantor für eine in Auftrag gegebene Komposition den „Motettentaler" ein.

An Festlichkeiten, zu denen die musikalische Ausgestaltung gehörte, war kein Mangel. Da gab es Huldigungen, Universitätsfeiern, Magisterschmäuse, Ratswahlen, Herrentanz des Rates, die Veranstaltungen der Handwerksmeister und der Gesellen sowie die Vergnügungen des Vogelschießens. So ist es nicht verwunderlich, wenn sich Frau Musika am Sitz der Stadtregierung selbst einquartierte.

1557 arbeitete Paul Wiedemann den Pfeiferstuhl, eine von ionischen Säulen getragene Empore aus Elbsandstein, in den Rathaussaal ein, und 1599 wurde am Rathausturm von Friedrich Fuß ein oberer Balkon angebracht, auf dem die Stadtpfeifer täglich zweimal mit Zinken und Posaunen ihre Abblasestücke ausführten. Von den Nachtwächtern sogar wurde am 28. September 1609 das Anstimmen von Morgenliedern verlangt.

Dreimal in der Woche durchzog die Kurrende die Stadtviertel. Straßensingen gab es außerdem am Gregoriustag, am Martinstag und in der Neujahrszeit. Noch lange erhielten sich die alten Bräuche. Die lateinischen Martinsgesänge wurden beispielsweise erst 1711 durch deutsche ersetzt.

Musizierend sich zu betätigen gefiel auch der Studentenschaft, aus der so mancher Musiker hervorgegangen ist. Sie half den Instrumentisten bei zu schwacher Besetzung aus, ebenso fanden sich in ihr Vokalisten. Sie bildeten zu Ausgang des 16. Jahrhunderts

einen Chorus musicus für Festgottesdienste, von dem im übrigen nicht viel bekannt ist. Ihrer Ständchen, ihrer Nacht- und Wassermusiken kann bloß im Vorbeigehen gedacht werden. Rudolf Wustmann hat die Leipziger Studentenschaft als die musikalischste von ganz Deutschland bezeichnet.
In jüngster Vergangenheit erhob sich die Forderung: Die Kunst stehe im Leben. Im Zeitalter der Reformation kam festtags wie alltags die Musik zu ihrer Geltung. Nach einem zweckgelösten Konzertwesen würde man allerdings vergeblich suchen.

Veränderter Alltag

In eigentümlicher Durchdringung einte der Lebensstil ernste Gläubigkeit mit einer humanistischen Weltläufigkeit, wie sie besonders in den oberen Ständen heimisch war. Jedoch wucherte noch immer manch wüster Aberglaube weiter: die Gestalt des Doktor Faust gehört diesem Zeitalter an, und die Lieblingsbücher waren ebenso mit den Ratschlägen einer wunderlichen „Praktik" versehene Kalender wie die Lutherbibel. Auch die „grobianischen" Züge dürfen nicht übersehen werden, die selbst in unerquicklichen Gelehrtenstreitigkeiten allzusehr sich fühlbar machen.
Im Protestantismus gewinnen Beruf und Familie erhöhte Bedeutung. Nicht der Askese bedarf es zum gottgefälligen Leben, es kann durchaus in bürgerlicher Pflichterfüllung bestehen, wofern es sich nur in die Einrichtung der Kirche einfügt. Darüber wacht das strenge Auge des Landesherrn, der über das Bekenntnis der Landeskinder (wie der patriarchalische Ausdruck lautet) die Entscheidung gibt. Die Kirchenzucht wurde durch staatliche Maßnahmen gestützt. Die Landesordnung des Herzogs Moritz von 1543, mehr noch die „Generalarticul" seines Bruders und Nachfolgers von 1557 bestraften Gottlosigkeit mit Verweigerung der Taufe, der Kommunion und des christlichen Begräbnisses, unter Umständen auch mit Ausschluß aus der Gemeinde; Störung des Gottesdienstes wurde mit körperlicher Züchtigung geahndet, für Predigtversäumnis waren Geldstrafen oder Pranger vorgesehen. Bußgottesdienste, Fast-, Buß- und Bettage wurden in schlimmer Zeit, so beim Wiederaufleben der Türkengefahr oder im Dreißigjährigen Kriege, häufig angesetzt. Widerstrebt der Gegenwart schon die weitgehende Bevormundung des Seelenlebens, so können Scheußlichkeiten, zu denen der Hexenglaube geführt hat, nur mit Schauder erfüllen. Sie sind glücklicherweise nicht so massenhaft gewesen, wie es sich eine dem Grausamen nachhängende Phantasie früher vorgestellt hat. Während der Jahre 1431 bis 1736 fanden im katholischen Hildesheim im ganzen 35 Hexenprozesse statt, und die ungeheuerliche Legende vom Leipziger Hexenrichter Carpzov hält nur insofern stich, als dieser einflußreiche Rechtslehrer sich nicht von der Überzeugung lösen konnte, daß „des Satans treue Diener" auszurotten seien. Der Fluch der Grausamkeit bleibt freilich auch dann haften, wenn die Zahl der durchgeführten Kriminalfälle auf das stärkste gemindert werden muß.
In den Kirchenräumen herrschte eine altväterische Förmlichkeit. Die „Männerstühle" auf der Empore waren von den „Weiberstühlen" im Schiff geschieden, und aus deren gezimmerter Einfachheit blickte man bewundernd zu den verzierten Logen der Behörden und Hochmögenden, die sich freilich oft wie große Vogelbauer ausnahmen, wie

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

VIVE . BIBE . OBGRÆGARE . MEMOR FAVSTI HVIVS ET HVIVS.
POENÆ: ADERAT CLAVDOHÆC ASTERAT AMPLA . GRADV 1525

denn einer der kleinen Einbauten in der Thomaskirche allgemein als „Schwalbennest" bezeichnet wurde.

Für den Kirchgang legte jeder sein bestes Gewand an; noch heute ist uns der Ausdruck „Kirchenstaat" geläufig. Aber der Hang zu prunkvollem und überstandesgemäßem Auftreten war allenthalben schwer einzudämmen. Es hat gewiß viel bürgerliche Schlichtheit gegeben, und wahrscheinlich hat sie überwogen, aber sie machte nicht von sich reden. Daß der Mann seiner Tätigkeit in der Werkstatt nachging, die Frau am Herd stand oder am Spinnrocken saß, war eben selbstverständlich, aber der Einzelfall ungewöhnlichen Benehmens zog die Aufmerksamkeit auf sich. So war es mit der Möstelschen Hochzeit, die am 11. August 1618 stattfand, bald nachdem mit dem böhmischen Aufstand der Dreißigjährige Krieg begonnen hatte. 120 Berittene holten die Braut ein; ihnen voran zogen Trompeter, die man sich aus Naumburg verschrieben hatte, „weil die Leipziger damit nicht geübet". Der Bräutigam, Dr. Jonas Möstel, ein Sohn des Bürgermeisters Dr. Theodor Möstel, fiel durch prachtvolle Kleidung und reichen Goldschmuck auf. Drei Tage wurde getafelt, und die Zahl der Gäste überschritt bei weitem das zugestandene Maß. Erzürnt über den Verstoß gegen seine Verordnungen verlangte der Landesherr Bericht und ließ dem jungen Möstel eine Strafe von tausend Talern auferlegen.

Wir kennen den Möstelschen Kreis und seine Geistesart. Bürgermeister Möstel hat durch eine tollkühne Finanzpolitik die Stadt auf das schwerste geschädigt, und er hat dadurch einen Hochmut sondergleichen bekundet, daß er 1624 auf einem Altarbild der Kirche Schönau, deren Patron er war, sich und seine männlichen Verwandten als Jünger Christi darstellen ließ. Die Malerei der Zeit liebt den Stoff vom reichen Mann und armen Lazarus, aber bezeichnenderweise legt sie den Nachdruck auf die schwelgerische Seite des Daseins, ähnlich wie sich die Verfasser der Dramen vom verlorenen Sohn gern in der Ausmalung des sündigen Weltlebens ergehen.

Die Schaulust der Bevölkerung kam um Pfingsten zum Vogelschießen und zur Fastnacht, die immer noch groß gefeiert wurde, auf ihre Rechnung. Einladungen zum Fastnachtstanz ließen sich die jungen Prinzen gern gefallen. Von Wittenberg und von Jena

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Doctor Faustus zu dieser Frist = Auf einem Faß mit Wein geschwind = Solches durch seine subtilne Kunst hat gethan
Aus Auerbachs Keller geritten ist. = Welches gesehen viel Mutterkind = Und des Teufels Lohn empfangen davon. 1525.

strömten Studenten herbei. Die Handwerker hatten eigene Fastnachtsvergnügen, und die jungen Gesellen waren schwer zu bewegen, in Jahren der Not auf das Maskentreiben zu verzichten.

Zu „Inventionen", meist Vorführungen mythologischer oder allegorischer Art, boten Staatsakte und einmalige Feiern Gelegenheit. Kaum waren Rathaus und Pleißenburg fertiggestellt, so war Kurfürst August darauf bedacht, erlauchten Gästen das neue Leipzig zu zeigen. Auf seine Anregung fand am 9. Juli 1559 das große Freischießen auf der Schloßwiese statt, zu dem die Schützengesellschaften des weiten Umkreises und zahlreiche Standespersonen geladen waren. Zwei Jahre darauf, am 24. August 1561, wurde auf dem Rathaus die Hochzeit der kurfürstlichen Nichte Anna mit Wilhelm von Oranien gehalten, bei der eine Woche lang Turniere, Mummenschanz und allerlei Kurzweil abwechselten. Der Marktplatz war durch Aufschütten von Sand und durch Tribünenbau zur Stechbahn umgestaltet worden.

Seit die Studentenschaft sich von ihrer abgeschlossenen Lebensweise befreit hatte, gewann die tägliche Unterhaltung an sportlichem Charakter. Ballspiele nach italienischem und französischem Muster wurden beliebt. Kahnfahrten auf Leipzigs schmalen Wasserläufen bürgerten sich ein. Gern veranstaltete man Gelage im Freien, wie Flemings Kreis unter einem mächtigen Apfelbaum in Pfaffendorf, und machte sich danach Bewegung im Kegelspiel.

Wie auf körperliche Gewandtheit legt man auf feine Manieren im Umgang Gewicht. Stammbuch, Porträtmedaille, Gelegenheitsgedicht sind Ausdruck neuer Gesellschaftskultur. Man besucht sich, man kennt sich, anerkennt sich und ruft sich in Erinnerung. Der „cortegiano" der Renaissance, der weltsichere Mann, dürfte auf diese Verfeinerung der Sitten nicht ohne Einfluß gewesen sein.

Dreifaches Mißgeschick traf Leipzig im 17. Jahrhundert. 1625 wurde die Stadt zahlungsunfähig; im nächsten Jahrzehnt wütete die Pest zu wiederholten Malen grausam unter der Bevölkerung, und gleichzeitig wurde Leipzig durch die Politik des Kurstaates in die Ereignisse des 30jährigen Krieges verwickelt. Von 1631 bis zur schwedischen Eroberung von 1642, die für acht Jahre einen gleichbleibenden Zustand schuf, wechselte die Stadt immer wieder den Besitzer. Nach Tillys Einmarsch hatte sie binnen zwei Tagen zwei neue Herren. „Du zwier-beherrschte Stadt!" nannte sie Flemings Dichtergenosse Georg Gloger. Aber ob Freund oder Feind: die Hauptsache blieb die Erhebung einer gewaltigen Kriegssteuer, die der Eroberer als Kontribution, der Befreier als Gratifikation erpreßte. Verhinderten die Ereignisse eine volle Beitreibung, wurde der Anspruch für später aufrechterhalten. Noch in den Jahren 1684 bis 1688 suchte ein Enkel des schwedischen Generalfeldmarschalls Dodo von In- und Knyphausen eine 1633 ausgestellte Schuldverschreibung der Stadt Leipzig herauszuklagen.

Schon vor dem Einmarsch der Truppen hatte man wirtschaftliche Notzeiten hinter sich. Anfang der zwanziger Jahre hatte eine erschreckende Geldverschlechterung zu unerhörter Teuerung geführt. Der Scheffel Korn war auf 24 Gulden gestiegen, während 1590 in knapper Zeit noch der Preis von drei Gulden als unerschwinglich galt. Was solche Preise bedeuteten, kann man am Gehalt des Thomaskantors ermessen, das — ohne Nebeneinkünfte — sich auf 100 Gulden jährlich belief. Hatte zunächst das Fehlen von Wechselgeld Preistreibereien hervorgerufen, so wirkte sich das Einstreuen minderwertiger Geldsorten, indem es den Kurs der guten Stücke in die Höhe trieb, in völligem Münzverfall aus. Durch Errichtung einer Pachtmünzstätte und später einer staatlichen Münze kam man dem Übel nicht bei. Erst das Mandat vom 31. August 1631 hatte eine gewisse Stabilisierung zur Folge.

Zuverlässige Angaben über den Rückgang der Leipziger Bevölkerung fehlen. Schutz und Zusammenhalt war in den Städten immerhin größer als auf dem Lande, aber die Seuchen wüteten dafür stärker. Allein das Jahr 1637 verschlang ein Fünftel aller Einwohner. Wie eine Tragödie spielt sich 1626 der Untergang der Familie Walpurger in der Löwenapotheke ab. Andere Leipziger wurden durch Vermögensverlust und Plackereien in die Fremde getrieben, und es gab manche verlassene Wohnstätte in der Stadt. Die vorstädtischen Straßen waren seit Beginn der Kampfhandlungen völlig niedergelegt.

Leipzig hatte alle diese Drangsale überstanden und sich überdies als mitteldeutsches Wirtschaftszentrum behauptet. Am Ausgang des Jahrhunderts steht festgegründet ein fortschrittliches Kaufmannstum da, das sich in den Handelsdeputierten eine Berufsvertretung geschaffen hat. Sie gibt die Anregung zu einer Wechselordnung, die der Vereinfachung des Zahlungsverkehrs dient, und zu einem Handelsgericht, von dem eine damalige Broschüre behauptet, daß die Advokaten sich wegen seiner Gründung die Haare „ausgeraufet" hätten, weil ihnen langwierige und einträgliche Prozesse entgehen würden. Bei der Zerfallenheit der deutschen Verhältnisse kommt solchen Regelungen große Bedeutung zu.

LEIPZIG IM ZEITALTER DES BAROCK UND DER AUFKLÄRUNG

Beschwingteres Leipzig

Den politischen Einfluß von Adel und Bürgertum suchte der fürstliche Absolutismus nach Kräften zu mindern, und er verstand insbesondere, die Rechte beider Stände herabzudrücken. Bei Ratswahlen entschied nicht selten der „allerhöchste Befehl", namentlich in der Zeit Augusts des Starken, und es kann nur ein schwacher Trost gewesen sein, wenn dabei stets mit scheinbarer Gesetzesehrfurcht hinzugesetzt wird, es solle „ohne Schädigung der Privilege" so gehalten sein.

Immerhin war der Großhandel ein so bestimmender Faktor in der Öffentlichkeit geworden, daß auch eine selbstherrliche Landesregierung seine Wünsche nicht ohne weiteres überging. Ein beredtes Zeugnis dafür ist die Nobilitierung Begüterter, die zumeist in Gesellschaftsverbindung mit Höfen standen und die ins Lager des Feudaladels übergingen. Die Adlershelm, Rosenfeld, Winckler, Sternbach und Hohenthal entstammen Leipziger Kaufmannskreisen. Den Reformierten sicherte ihr Wohlstand eine tonangebende Stellung, obwohl ihnen noch bis 1811 die volle bürgerliche Gleichberechtigung versagt blieb. Unter dem Einfluß der Aufklärung begann die bisherige Starrheit der Ständetrennung sich zu lockern. Nach 1698 ist in Leipzig keine neue Kleiderordnung mehr erlassen und damit der Versuch aufgegeben, dem Aufwand der verschiedenen Klassen gesetzliche Grenzen zu ziehen. Der Standesdünkel war natürlich noch lange nicht ausgestorben, erfuhr aber die Mißbilligung der Verständigen. Die Logen, die 1742 in Leipzig Boden faßten, strebten danach, eine Verbrüderung gleichgesinnter Menschen herbeizuführen. Der Freundschaftskult des späteren 18. Jahrhunderts hat noch mehr zur Überwindung mancher Schranken beigetragen.

Die Umgangsformen verloren damit an Rauheit. Eine etwas umständliche Höflichkeit kam auf. Sie sagt der Art des „feinen Sachsen" offenbar zu, und der von Scherz umspielte Ehrenname Klein-Paris macht deutlich, daß Leipzig keinen geringen Platz einnahm. Zugleich verrät es, welches Vorbild hier in hohem Ansehen stand. Als Muster französischer Sitten bezeichnete Goethe die „Kolonie" (die Gruppe der in Leipzig ansässigen französischen Kaufleute, zumeist reformierte Flüchtlinge). Ihr ist indes eine ausgleichende Wirkung zuzuschreiben, denn die schlimmste Frankomanie, die für gute Deutsche wie Moscherosch und Logau Anlaß des Kummers gewesen war, hatte sich in Haltung und Tracht bereits ausgetobt, ehe sie entstand. Zum Bildner ihres Gesprächs-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

tons und Briefstils hatte sich die vornehme Welt Europas mitten in der furchtbarsten Kriegszeit einen Schäferroman, Astrée von Honoré d'Urfé erkoren, und bei der Anwendung dieses „Knigge" wird manches zustande gekommen sein, was Don Quijotes Rittersitten weit in Schatten stellte.

Es ist natürlich nichts dagegen zu sagen, wenn die Töchter des Leipziger Bürgermeisters Lorenz von Adlershelm einem französischen Adligen die Sammlungen ihres Vaters in der Muttersprache des Gastes erläutern. Aber schlimm wird es, wenn sich ungenügende Kenntnis mit Überheblichkeit paart. So wenn in Christian Reuters nach dem Leben gezeichneter Komödie Frau Schlampampes Töchter, die natürlich Demoisellen, von ihrer „honetten" Mutter aber geschmackvoll Rabenäser tituliert werden, hochnäsig kund tun „mit gemeinen Kerle zu conversiren stehet uns auch nicht an". Und als abscheulich kann nur die Sprachmengerei bezeichnet werden, die auch in Leipzig sich breit machte, obwohl gerade die großen Denker der Aufklärung, von Leibniz, Thomasius, Wolff bis auf den Spätling Gottsched, um sinnvolle Verdeutschungen emsig bemüht gewesen sind. Noch 1783 schreibt Heidecke: „Die Vornehmen führen immer diese Worte im Munde: borniert, Nuance, engagirt, Coiffure, Monde u. s. w." Fürwahr, es bedurfte vieler Mühe, ehe in der Heimat der deutschen Schriftsprache wieder ein reines Deutsch zu seinem Rechte kam.

In dieser Sphäre von Höflichkeit und Galanterie fiel der Frau eine wichtigere Rolle als vorher zu. Der literarische Salon entstand. Er gab den Schaffenden einen feingebildeten und aufnahmefreudigen Kreis, der seinerseits von ihnen formvolle Verständlichkeit erwartete. In Paris ging die Marquise von Rambouillet voran. Zu den Leipziger Nachfolgerinnen gehörte die Herzogin Johanna Magdalena von Kurland. Wenn sie in dem schönen Barockhaus Katharinenstraße 16 ihren „cercle" hielt, befand sich auch Gellert unter ihren Gästen.

Bei Marianne von Ziegler, der hochstrebenden Tochter des ehrgeizigen Bürgermeisters Romanus verstieg man sich sogar zu kritischen Aussprachen über die neuesten wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Der schöpferisch tätigen Frau hat man bereitwillig Anerkennung gezollt. Die Zieglerin wurde 1731 in die Deutsche Gesellschaft aufgenommen, auf Fürsprache Gottscheds, der später ihre Dichterkrönung in Wittenberg veranlaßte. Zu den meistbewunderten Frauen gehörte Ernestine Christine Reiske, die als ebenbürtige Mitarbeiterin ihres gelehrten Mannes griechische Texte herausgab und übersetzte. An Gegnern dieser Entwicklung fehlte es natürlich nicht. Sperontes spottete in der „Singenden Muse":

„Ich sterbe vor Vergnügen,
Wenn ihr anstatt der Wiegen
Euch den Katheder wählt,
Statt Kinder Bücher zählt."

Zeitgemäßer Formenveredlung bedurfte die studentische Jugend. Die an sich nützliche Pflege landsmannschaftlicher Zusammenhänge war in der Verwilderung langer Kriegszeit zu einem Drangsalierungs- und Ausplünderungssystem entartet, das unter dem Namen Pennalismus berüchtigt geworden ist. 1661 wurde es durch kurfürstliches Dekret beseitigt, nachdem es über vier Jahrzehnte im Schwange gewesen war. Noch

andere Unsitten blieben Gegenstand behördlicher Sorge. Mit dem Recht des Degentragens, das sich die Studenten Ende des 16. Jahrhunderts angeeignet hatten, nahm der regellose Zweikampf, das sogenannte „Rencontre", überhand. Das förmliche Duell mit Kartellbrief und Sekundanten konnte demgegenüber schon als entschiedener Fortschritt angesehen werden. Was jedoch weder Prediger noch Mandate erreichten: eine wirkliche Zähmung des Studenten, gelang bis zu einem gewissen Grade der manierlichen Leipziger Umgebung. Nun wurde, in scharfem Unterschied zu den benachbarten Universitäten Jena, Halle und Wittenberg, der „petit maître", der Stutzer, das Leipziger Studentenideal. Schon 1727 konnte Henrici-Picander in seinen „Scherzhaften und Satyrischen Gedichten" sich vernehmen lassen:

„Spuhr, Studenten zu erkennen,
Die sich von der Pleiße nennen,
Nemlich Lombern (Kartenspiel), Tobackrauchen,
Öffters Spanniol (Schnupftabak) gebrauchen,
Tantzen, täglich Coffee trinken,
Und wie Bisam-Kätzgen stincken."

Solches Auftreten brachte freilich hohe Schneider- und Friseurrechnungen mit sich, und nicht minder verlockten die „Divertissements" zu Ausgaben. Bald nach seiner Immatrikulation, im Herbst 1765, berichtet der junge Goethe seinem Frankfurter Freund Riese von dem mitreißenden Rhythmus des Leipziger Treibens: „Ich brauche Kunst, um fleißig zu sein. In Gesellschaften, Konzert, Komödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten, soviel es um diese Zeit angeht. Ha, das geht köstlich! Aber auch kostspielig. Zum Henker, das fühlt mein Beutel! Halt! Rettet! Haltet auf! Siehst du sie nicht mehr fliegen? da marschierten zwei Louisdors."

Nur eine vermögende Jugend konnte freilich so leben. Immer stärker bevorzugte sie die „galante" Universität. Der Adel machte 1742 etwa fünf Prozent der Leipziger Studentenschaft aus; in Goethes letztem Leipziger Jahr, 1768, wurden an die sieben Prozent Grafen, Barone und Adlige gezählt, „die eine Feder am Hut tragen durften" (78 von 1169). Der überwiegende Teil der Studentenschaft stammte indes aus kleinbürgerlichen Kreisen, und selbst ein Studentenproletariat hat nicht gefehlt, wie die Pamphlete und einzelne Lebensläufe beweisen. Der spätere große Philologe Heyne hat sich, wie mancher andere, im buchstäblichen Sinne durchhungern müssen. Daß übrigens studentikoses Verhalten noch nicht ganz vergessen war, bewiesen Tumulte, die sich von Zeit zu Zeit wegen irgendeiner vermeintlichen Zurücksetzung erhoben und als Akte berechtigter Selbsthilfe galten. Da gab es einen Schlafpelztumult, Empörungen über degentragende „Kaufmannsdiener" und — im berühmten Musenkrieg — erst recht über pflichteifrige Stadtsoldaten, und Strafexpeditionen gegen mißliebige Lokale sind des öfteren unternommen worden.

Das gesellige Leben erhielt durch das Zusammenströmen vieler Fremder von Stand ein besonderes Gepräge. Als „Assemblée der souverainen Prinzen und des hohen Adels aller nördlichen Reiche aus Europa" bezeichnete der englische Musiker Burney, der in den 1770er Jahren den Kontinent bereiste, die Leipziger Messe. Ein Gesellschaftsraum war im Grundriß der großen Barockwohnungen vorgesehen. Mehr Ent-

faltungsmöglichkeiten für prunkvolle Veranstaltungen boten Privatparks, die Freunden und Gästen offenstanden. Nach der bildlichen Darstellung eines Gartenfestes im Richterschen Landhaus an der Gerberstraße können wir uns vorstellen, wie die einzelnen Personen der Maskengruppe sich im Charakter ihrer Rolle bewegt haben mögen.
Von noch stärkerer Anschaulichkeit sind zeitgenössische Berichte. Im Oktober 1784 gab Bürgermeister Müller zu Ehren der durchreisenden kurländischen Schriftstellerin Elisa von der Recke ein Diner. Philipp Erasmus Reich, ein führender Mann im deutschen Buchhandel, erregt durch humanitäre Äußerungen die Aufmerksamkeit der Gäste, aber der Thomaskantor Hiller äußert zu Elisens Begleiterin, Reichs Guttaten geschähen, damit er hinterher davon sprechen könne.
1794 feiert Göschen in Reichels Garten seinen berühmtesten Autor, Wieland. Der Dichter wird im Beisein vieler Bewunderer von der Muse bekränzt, und Genien überreichen ihm die Geschichte des Agathon, die Göschens neue Prachtausgabe von Wielands „Sämtlichen Werken" eröffnet.
Paul Gotthelff Kummer, der Schöpfer der ersten Buchhändlerbörse, lädt im Januar 1798 Jean Paul, den Dichter des „Hesperus", ein. Gegen Leipzigs „leckerhafte Soupers" hat dieser nichts einzuwenden, wohl aber mißfällt ihm das damit verbundene Trinkgeld. „Bei Kummer leuchtete uns die Magd bei hellem Tage hinab, damit man in den Opferstock (der Leuchter ist's gewöhnlich) einlegte."
Zusammenkünfte feingeistiger Gesinnungsverwandter, wie sie beim Bürgermeister Müller, bei Christian Felix Weiße oder in der Richterschen Gemäldesammlung am Thomaskirchhof stattfanden, leiten schon zu der beginnenden vereinsmäßigen Versachlichung des Verkehrs über.
Von einem dürftigen Gelehrtenzimmer im Neukirchhof (Matthäikirchhof) aus, in dem sich der Predigtamtskandidat Fichte in die Kantische Philosophie vertiefte, nahm sich Leipzig freilich ganz anders aus. Es ist fast, als ob er das spätere Großstadterlebnis schildert, wenn er an seine Braut in Zürich schreibt: „Dagegen hat Leipzig, eben wegen seiner Größe, den Vorzug, daß man recht unbekannt und unbemerkt leben, ungestört studiren kann; wegen der vielen Bedürfnisse, die nur der Meinung wegen erfunden sind, nicht im geringsten geniert. Jeder lebt, wie er kann; kleidet sich, wie es ihm gefällt; geht, wie es ihm die Natur gab; tut, was ihm gut dünkt: und kein Mensch hat etwas dagegen" (2. November 1790).
Überhaupt beschränkte sich der Luxus auf eine verhältnismäßig kleine Schicht. Im Bürgertum herrschte die einfache Lebensweise vor. Oft schloß schon der Kinderreichtum Verschwendung aus. Der bescheidene Bachsche Haushalt in der Thomasschule kann als Beispiel dafür angeführt werden. Ein Täßchen Kaffee, eine Pfeife Tabak galten als hohe Genüsse, deren Ruhm sogar musikalische Schöpfungen künden. Das Lob der Genügsamkeit ist oft ertönt. „Ein jeder Stand hat seinen Frieden, ein jeder Stand hat seine Last" dozierte Gellert im Gedicht. Die Sicherheit der goldenen Mitte, wie einst Horaz sie empfahl, entsprach ganz der Meinung der Leipzigerin Anna Helena Volckmann, die eine schlesische Arztfrau geworden ist:

„Ich will gern commode sein,
Bin ich schon nicht hoch erhoben,

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Will ich doch mein Schicksal loben.
Nicht zu hoch und nicht zu klein
Dieses läßt commode sein."

Barock und Rokoko hatten schöne neue Einrichtungsgegenstände geschaffen, die der Wohnlichkeit zustatten kamen. Furnierte Schreibschränke wurden angefertigt; Ofenschirm und Wandspiegel bürgerten sich ein; der Lieblingsstücke der Zeit, des Sofas und der Kommode, nicht zu vergessen, des eigentlichen „Bequemlichkeits"möbels. Stühle und Schränke, die mehr und mehr die Sitzbänke und die Truhen verdrängten, ermöglichten eine freiere Raumeinteilung. Es wäre jedoch verfehlt, anzunehmen, daß jeder bürgerliche Haushalt so reich ausgestattet gewesen wäre. Nach unseren Begriffen sahen selbst gut ausgestattete Zimmer kahl und leer aus. Es mußte schon eine reiche Familie sein, auf deren Vorsaal außer den Kleider- und Wäscheschränken eine Standuhr mit Weck- und Schlagwerk zu erblicken war. Unentbehrliche Requisiten waren Haubenständer für die Frauen und Perückenstock samt Perückenkasten für die Männer, die zu Hause ihre „Staatsperücke" mit einer einfacheren vertauschten, wie man auch die Straßenkleidung mit dem Schlafrock auswechselte.

In den „Beletagen" der neuen Barockhäuser, die nach dem Markt und an den Hauptstraßen lagen, gab es reichgezierte Stuckdecken, Wand- und Deckengemälde, Bilder und Kunstgegenstände, Parkettfußböden; von der protzigen Überladenheit späterer Zeiten war jedoch nichts zu verspüren. Für festliche Beleuchtung waren Kerzenhalter mit Strahlern an den Wänden vorhanden, während man sich alltags mit Leuchtern und für Keller und Nebengelaß mit Wachsstock und Ölfunzel begnügte, die im kleinen Haushalt vorwiegend verwendet wurden.

Neben das übliche Zinngerät trat für höhere Ansprüche das Porzellan. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurde das halbe Dutzend blau und weißer Meißner Tassen aus zweiter Wahl für einen Taler abgegeben. Der Gebrauch von Gabel und Löffel hatte sich durchgesetzt, aber man erwartete noch von dem Gaste, daß er sein Eßbesteck mitbrachte.

Die sächsische Küche hielt der süddeutschen nicht stand. Ein zeitgenössischer Besucher, der durchaus für Sachsen eingenommen war, sprach von einer „fast ekelhaften Kärglichkeit" der Lebenshaltung. Später erklärte ein Engländer, der im nahen Jena studierte, auch die schlechte Kost mache die Universität berühmt. Um 1730 brachte die „Erdbirne" – der Name Kartoffel kommt zuerst in einem weimarischen Erlaß von 1757 vor – eine völlige Umwälzung der Ernährungsverhältnisse, die vorher sehr auf Hülsenfrüchte, Gemüse, Mehlklöße, Breigerichte und Schleimsuppen gestellt waren. Der Kartoffelanbau ist eine Vorbedingung der späteren Großstadtentwicklung gewesen.

Man lud zu Kaffee und Schokolade ein, die als schmackhafter Morgentrank den altväterischen Suppen oder dem einfachen Hausbier vorgezogen wurden. Auch die Studenten hielten „Kaffeeschmäuse", bei denen Pfeifen dargeboten wurden. Das Tabakrauchen aus „thönern Dampfröhren" war mit Beginn des 17. Jahrhunderts stark in Aufnahme gekommen.

Das Hotelwesen paßte sich den Ansprüchen der Messestadt an, und mit seinen Leistungen stiegen die Preise. Im November 1773 wohnt Chodowiecki auf der Petersstraße im Hotel de Bavière. Der Schreck fährt ihm in die Glieder, als ihm auf seinem Zimmer

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

unter häufigem Tellerwechsel eine Mahlzeit serviert wird, die aus drei Fleischgängen, Suppe und reichlichem Nachtisch besteht. Er bedenkt, daß er sich eine solche Ausgabe nicht zu oft werde leisten können. Leider gibt er seine Unkosten nicht an. Sehr viel anders als in dieser bekannten Künstlerherberge würden seine Erfahrungen nicht ausgefallen sein, wenn er gegenüber den Blauen Engel oder in der Klostergasse das Hotel de Saxe oder den Helm (Hotel de Prusse) am Roßplatz gewählt hätte.

Echtestes Kind des Zeitalters ist das Kaffeehaus. Man traf sich dort, bei gleichzeitiger Erfrischung, zu Spiel und Unterhaltung, und Holbergs „Politischer Kannegießer", der (von Molière zu Gottsched hinüberführend) sich über ein großsprecherisches Philistertum lustig machte, zeigt, daß es ohne Politisieren nicht abging und daß man vorsichtigerweise über den Verlauf der fernen Dinge seine Weisheit zum besten gab. Im Eckhaus Petersstraße und Markt 16 eröffnete Johann Lehmann 1697 einen Kaffeeschank mit Billard, in dem Telemanns Collegium musicum zweimal in der Woche zusammentrat. Er verlegte ihn später nach dem Hause Kleine Fleischergasse 4, das den Namen „Zum Kaffeebaum" in Verbindung mit einer einprägsamen Portalplastik erhielt, die wohl als Leipzigs schönstes Firmenschild bezeichnet werden darf. Am Ausgang des Jahrhunderts, etwa in der Zeit von 1770 bis 1790, war das eleganteste Café das Richtersche, im zweiten Stock des Romanushauses am Brühl. Dort traf sich schlechterdings alles, was einen Namen hatte. Schiller ist wohl als der berühmteste Gast Richters anzusehen. Nach Aufgabe dieses Unternehmens erbaute Richter 1792 an der Westpromenade ein Gesellschaftshaus im frühklassizistischen Stil unter dem Namen „Place de repos", den respektloser Volkswitz in „Pflasterdepot" umgedeutscht hat.

„Des Volkes wahrer Himmel" wurden die Orte, an denen man Gose ausschenkte, die „Funkenburg" und die „Blaue Mütze" (in der heutigen Lortzingstraße), die Vorläufer des Restaurants. Aber die Feinschmecker hielten sich an die Italienkeller, die sich aus Delikateß- und Südfruchthandlungen zu Weinstuben entwickelt hatten. Manche Privatgärten mußten sich infolge Vermögensverfall auf „Plaisirs und Zeitvertreib" umstellen. Bereits um 1740 wurde der weitangelegte Großbosische Garten für Brunnenkuren benutzt; vornehme Gäste wie die Herzogin Johanna Magdalena von Kurland tranken dort von auswärts bezogene Mineralwässer. Schließlich diente er Unterhaltungskonzerten, bei denen man promenieren und Erfrischungen einnehmen konnte. Aus Rudolphs Garten an der Pleißenburg wurde eine von Messegästen bevorzugte Kaffeewirtschaft, die ältere „renommierte" Erholungsstätten, wie den aus Goethes Studentenzeit bekannten Hendelschen Kuchengarten, ablöste.

Treffpunkt der Leipziger wurde nach 1703 das Stück Promenade, das auf ehemaligem Festungsgelände zwischen Thomaskirche und Barfußpförtchen angelegt war. Dort trugen die Damen ihre neuesten Kostüme zur Schau, und die Herren wandelten auf und ab, den Hut unterm Arm — „chapeau bas" —, wie es der Anstand gebot, und bekomplimentierten sich. Ungezwungener verliefen kleine Ausflüge ins Rosental und nach Dörfern der Umgebung. Für den Wegfall der Sommervergnügungen im Freien entschädigten im Winter die Schlittenfahrten, die sogar dem Theaterbesuch Abbruch taten. Am Ausgang des Zeitalters wurde das Schlittschuhlaufen beliebt. Vom Stuhlschlitten aus, den zu fahren die Herren sich zur Ehre rechneten, sah die Dame dem sportlichen Treiben zu.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Das Bild des Straßenverkehrs hatte sich durch Neuerungen, die dem nur kurze Zeit amtierenden Bürgermeister Romanus zu danken waren, sehr gehoben. Seit dem Heiligen Abend des Jahres 1701 gab es Laternenbeleuchtung, und 1703 wurden „Portechaisen", einsitzige Tragkästen, für die Personenbeförderung eingeführt. Auch nachts standen zwei zur Verfügung, in der rauhen Jahreszeit gab es deren zwölf. Damen wurden von Abendveranstaltungen stets von ihrem Hauspersonal mit Handlaterne abgeholt, und selbst zum Einkaufen ging die Hausfrau in Begleitung ihres Dienstmädchens.
Das Leipziger Straßenleben wirkte elegant. „Die Struzzer bedekken die Straße, bei schönen Tagen flattern sie herum wie die Schmetterlinge", so urteilt der Student Jean Paul, dem seine gedrückte Lage eine rechte Beteiligung verwehrte. Ein weitgereister Mann wie Hainhofer fand schon 1617 das sächsische „Weibsvolk" übertrieben aufgeputzt, zumal mancher bejahrteren Dame „der Mutz als wie einem alten Roß ein neu Kummet anstehet".
Die Idylle war noch nicht aus dem Stadtbild verdrängt. Von der vornehmen Grimmaischen Straße brauchte man nur wenige Schritte seitwärts zu gehen, um an der Roßmühle zuschauen zu können, wie die Esel mit ihren Mehlsäcken abtrotteten. Zur Freude der Hausfrau riefen die Straßenhändler täglich Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände aus. Fische, Obst, Gemüse; Bettstroh, Mausefallen, Scheuersand und sogar Gipsfiguren wurden meist von ihnen bezogen. Ganze farbige Bilderfolgen, die diesem Beruf gewidmet sind, geben von seiner Volkstümlichkeit Kunde. Auch ein uraltes Transportmittel für Waren behauptete sich noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Es war die Schleife, ein Kufengestell, das von einem Pferd gezogen wurde.
Dabei liebte es die Aufklärungszeit, mit schwerverständlichen Resten der Vergangenheit aufzuräumen. Gegen alles, was mit Aberglauben zusammenhing, ist sie auf das schärfste vorgegangen. Die alten Bräuche des Johannistages wurden 1786 abgeschafft, und im folgenden Jahr ging das Vogelschießen ein. Das sogenannte Johannismännchen im Spital, eine spätgotische Schnitzfigur Johannes des Täufers, wurde nicht mehr bekränzt, und der ausgelassene Zug zum Gesundbrunnen unterblieb. Aber eine schöne, stille Feier führte sich ein, deren Hauptzweck die Schmückung der Gräber war. Der Kalender wurde von astrologischen Zutaten gereinigt. Aber die Aufgeklärtheit hatte ihre Grenzen. Der Geisterbeschwörer Johann Georg Schrepfer — ein verwegener Hochstapler, der sich 1773 im Rosental erschoß, als er keinen Ausweg mehr wußte, fand Anhänger in hohen Kreisen. Und welche Gefühlsroheit zeigte sich in der Schaulust des Publikums bei Hinrichtungen oder auch im Lerchenfang. Mehr Aufklärung, mehr Humanität wäre in diesen Fällen kein Fehler gewesen. Auf Anordnung Augusts des Starken, der an den maskierten Belustigungen der Innungen besonderen Gefallen fand, ist als Innungsbrauch das Fischerstechen eingeführt worden, an dessen Umzug und Wasserturnier sich noch viele Generationen ergötzt haben.
Diesen äußeren Wandlungen und Verfeinerungen entsprachen bedeutsame Fortschritte auf den Gebieten der Geistes- und der Geschmackskultur.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Wenn der Rektor der Universität, gefolgt von einem Pedell, das Grimmaische Tor durchschritt, traten die Stadtsoldaten ins Gewehr. Dem Haupte einer gleichberechtigten Körperschaft ließ die Stadt die gebührende Ehre erweisen.
Starb ein Rektor im Amt, so war sein Leichenbegängnis von höchster Feierlichkeit. Vom Trauerhaus bis zur Paulinerkirche, seiner Ruhestätte, bildeten Studenten Spalier, und die gesamte Dozentenschaft, der Stadtmagistrat, fürstliche und stiftische Abgesandte und Vertreter auswärtiger Hochschulen gaben dem Toten das Geleit.
Von einzelnen armen Schluckern und unverbesserlichen Originalen abgesehen, legten die Professoren Wert auf würdevolles Auftreten. Häufiger als in der Vergangenheit lebten sie in guten Verhältnissen; manche von ihnen besaßen sogar Rittergüter: der Jurist Carl Ferdinand Hommel war Herr auf Zweinaundorf, Großzschepa und Quesitz. Familien, deren verschiedene Generationen auf dem Felde der Gelehrsamkeit Lorbeeren pflückten, waren nicht selten. Die Carpzovs und Menckes waren einleuchtende Beispiele für die Fortdauer ausgesprochener Begabung, die Schwendendörffer, Schacher, Olearius zählten vielleicht eher zum tragbaren Durchschnitt. Freilich hatte diese Entstehung von Professorendynastien auch ihre bedenkliche Seite. Sie bestärkte die durch die staatlich-kirchliche Bindung gegebene Entwicklung zur reinen Landesuniversität. Der Zustrom auswärtiger Besucher wurde ja ohnedies durch zahlreiche, seit der Reformation gegründete Hochschulen in bedenklichem Maße abgestoppt.
Überhaupt entsprachen dem glänzenden Äußeren die inneren Wachstumskräfte nicht. An den bestehenden Einrichtungen wurde bis ins 19. Jahrhundert verhältnismäßig wenig geändert. Höchstens, daß sogenannte Professuren neuer Stiftung für aufkommende Wissenschaften neben die vorhandenen traten, die ihre Vorrechte behielten. Eine „injuriöse" Klageschrift, die der Oberhofgerichtsrat Reichel 1742 verfaßte, mag in ihren persönlichen Vorwürfen über die Bequemlichkeit der Juristen und Theologen übertrieben sein, mit der Forderung einer planmäßigen Durchführung von Fachprofessuren hatte sie aber durchaus recht.
Das Schlimmste jedoch war, daß es an Willen und Vermögen fehlte, große Begabungen festzuhalten. Sachsen, wie der bahnbrechende Völkerrechtslehrer Pufendorf, verließen das Land, Leipziger wie Leibniz und Thomasius ihre Vaterstadt — und es waren die Größen des Jahrhunderts. Leipzig wurde erst von dem ernestinischen Jena, später von der neugegründeten Halleschen Hochschule überflügelt; Kursachsen unterlag im geistigen Wettstreit mit den Nachbarländern.
Versuche, die begangenen Fehler wieder gutzumachen, sind unternommen worden. Bei der Dreihundertjahrfeier der Universität hat man an die Rückberufung von Thomasius gedacht; nach der Ausweisung Christian Wolffs aus Halle im Jahre 1723 wollte Kabinettsminister Graf Manteuffel, ein überzeugter Anhänger des Philosophen, Wolff wieder für Leipzig gewinnen, wo er früher Privatdozent gewesen war, aber das reformierte Marburg kam ihm zuvor.
Gleichwohl trat jetzt ein Umschwung ein. Am 18. Februar 1724 kam Gottsched von Königsberg nach Leipzig, und er wurde der Übermittler Wolffschen Gedankenguts. Bald legten zahlreiche Professoren Wolffs Lehrbücher ihren Vorlesungen zugrunde,

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

und ein neuer Dogmatismus verdrängte die Schulherrschaft, die Melanchthon auf aristotelischer Grundlage errichtet hatte. Allerdings herrschte Wolffs System nicht unwidersprochen. Es gab auf philosophischem Gebiet – vertreten durch Andreas Rüdiger, Adolf Friedrich Hoffmann und namentlich Christian August Crusius – eine selbständige Leipziger Richtung, die nicht nur Wolffs mathematische Beweisführung ablehnte, sondern auch zur Kritik seiner Logik und Metaphysik überging. Sie ist in ihrer Bedeutung von Max Wundt erkannt und dargestellt worden.

Mit der Einfügung neuen Bildungsstoffes vollzieht sich gleichwohl eine allmähliche Umformung der Universität. Schon die Aufnahme von „Exerzitien" (Reiten, Tanzen, Fechten, Voltigieren) und modernen Sprachübungen in den Studienplan, die unter dem Einfluß der Ritterakademien erfolgte, bedeutete ein Zugeständnis an den Zeitgeist. Aber weit wichtiger war, was auf naturwissenschaftlichem Felde geschah. Die Vorarbeit von Laien war nicht unwichtig. Der Bürgermeister Lorenz von Adlershelm besaß neben Kunstgegenständen eine stattliche Naturalienkammer, und zu gleicher Zeit schaffte sich Basilius Tittel, der Kommandant der Pleißenburg und Freund des bekannten Jenaer Professors Erhard Weigel, für eigene Versuche einen Instrumentenvorrat an, der später an die Stadtbibliothek überging. Ein Bauernastronom, Christoph Arnold im nahen Sommerfeld, erwarb sich einen geachteten Namen.

Um 1630 hatte der Mediziner Rolfinck in Jena mehrere Institute ins Leben gerufen. Seinem Beispiel folgend, wandelte man den Paulinerfriedhof, auf dem keine Beerdigungen mehr stattfanden, 1658 in einen Heilkräutergarten (Hortus medicus) um, nachdem frühere bescheidene Anfänge im Kriege zerstört worden waren. Ein Anatomiesaal wurde am 10. September 1704 im benachbarten Bibliotheksgebäude eröffnet. Mit der Errichtung eines Lehrstuhls für Chemie, die 1710 erfolgte, verband der Staat noch abenteuerliche Hoffnungen. Eine wirkliche Arbeit war freilich erst möglich, als man, beinahe ein Jahrhundert später, einen Raum der Pleißenburg, der bisher als Speisewirtschaft gedient hatte, zum Laboratorium umbaute. Die vorhandene Professur für Physik erschöpfte sich in der Erläuterung eines Lehrbuches. Erst der Wolffianer Winckler stellte sich eigene Forschungsziele und gewann durch Untersuchungen über Elektrizität auch Anerkennung im Ausland. Sein Instrumentarium wurde 1785 vom Staate angekauft und in einem Raume aufgestellt, der fortan als Auditorium Physicum diente. Ein Vermächtnis von Barmitteln und astronomischen Instrumenten gab den Anstoß zur Gründung einer Sternwarte, die man – dem Himmel näher – in die Spitze des mächtigen Pleißenburgturmes legte. Dort begann am 2. Dezember 1791 der Astronom Rüdiger die Tätigkeit im „Observatorium".

Mehr noch als den Naturwissenschaften galt die Neigung der Aufklärer den Studien, die der Heranbildung von Männern des öffentlichen Lebens dienten: den „Politica und Moralia". In der Kameralistik faßte man Polizeiwissenschaft, Finanzwissenschaft, Nationalökonomie und Technologie zusammen. Halle ging 1727 mit einer kameralistischen Professur voran, die der Thomasiusschüler Gasser übernahm, Leipzig folgte nach dem Siebenjährigen Kriege im Zuge der sächsischen Wiederaufbaupolitik mit einer Professur für Volkswirtschaft. Der Hebung des Landbaus unmittelbar zu dienen, war Zweck einer Ökonomischen Sozietät, die sich an englisches Vorbild anschloß.

Zum geistigen Besitz des Weltkundigen gehörten auch geschichtliche Kenntnisse.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Staatengeschichte und Heraldik erfreuten sich besonderer Beliebtheit. In Leipzig hat von 1711 bis 1724 sogar ein Lehramt für Heraldik bestanden. Wenn auch der Glanz geschichtswissenschaftlicher Leistungen sich mehr und mehr über der neuen Göttinger Universität ausbreitete, so darf man darüber doch keineswegs die Rolle übersehen, die Leipzig gespielt hat. Die Quellenveröffentlichungen des vielseitigen Johann Burchard Mencke bewegen sich in den Bahnen der Leibnizschen Methode. Menckes Schule entstammen der sächsische Staatsmann Graf Heinrich von Bünau, der 1728—43 vier Bände einer „Teutschen Kaiser- und Reichshistorie" veröffentlichte, und Johann Jacob Mascov, der seine „Geschichte der Teutschen" bis zur Stauferzeit geführt hat. Es besagt etwas, wenn, besonders um Mascovs willen (der übrigens zugleich Professor der Jurisprudenz und Leipziger Ratsherr war), der geistvolle Lord Chesterfield 1747 einen Sohn für ein Jahr nach Leipzig schickt.

Mencke hat auch das Allgemeine Gelehrtenlexikon begonnen, das der Universitätsbibliothekar und Historiker Christian Gottlieb Jöcher 1750/51 in vier Bänden beendete. Als wertvolle Urkundensammlung zur sächsischen Entwicklung vermag noch heute der Codex Augusteus zu dienen, in dem der Stadtschreiber Johann Christian Lünig die staatlichen Verordnungen aus mehreren Jahrhunderten vereinigte.

Mit fabelreicher Chronistik beginnt die Leipziger Stadtgeschichtsschreibung. Die ersten gedruckten Werke stammen von dem Juristen Tobias Heidenreich (1635) und dem Nikolairektor Zacharias Schneider (1655); eine bis auf den heutigen Tag unverminderte Volkstümlichkeit haben sich die Annalen des Tauchaer Pfarrers Johann Jacob Vogel von 1714 erworben.

Dem Altertum fällt in der geistigen Bewegung der Zeit abermals eine entscheidende Rolle zu. Es bringt Schönheitsbegeisterung der vernunftstolzen Gegenwart und gibt ihr im Griechentum ein Vorbild hoher Menschlichkeit. Der Neuhumanismus führt diese Werte der deutschen Bildung und Erziehung zu.

In seiner Frühentwicklung steht Leipzig voran. Durch Verständnis der alten Klassiker zur Selbständigkeit im Urteil und Geschmack und nicht etwa in bisheriger Weise zur Nachahmung zu führen, war Ziel der Thomasrektoren Johann Mathias Gesner und Johann August Ernesti, deren Anschauung später in die Kursächsische Schulordnung von 1773 übergegangen ist. Ernesti, der den literaturbeflissenen jungen Goethe wie „ein helles Licht" nach Leipzig lockte, verstand durch die knappe, klare Form seines Vortrags die Hörer zu fesseln. Das bezeugt sein größerer Schüler, Christian Gottlob Heyne, der 1763 nach Göttingen berufen wurde, wo vor ihm schon Gesner seinen endgültigen Wirkungskreis gefunden hatte. So hing das Aufblühen der Göttinger Altertumswissenschaft mit der Leipziger Vorstufe aufs engste zusammen. Im Nikolairektor Johann Jakob Reiske hatte Leipzig einen Gräzisten von hohem Rang, der übrigens als Arabist nicht minder bedeutend war, und mit Johann Friedrich Christ, einem Sammler und Kenner, meldete sich an der Universität zum erstenmal die Archäologie zu Wort. Lessing wie Heyne haben sich diesem Vorläufer Winckelmanns verpflichtet gefühlt.

Es bleibt übrig, den festesten Burgen unter den Fakultäten, der juristischen und der theologischen, Aufmerksamkeit zu schenken. Welche inneren Veränderungen erleiden sie?

Am Beginn der Zeit begegnen wir der gebietenden Gestalt Benedikt Carpzovs, der

gleich bedeutend als Kirchenrechtler und als Kriminalist war. Sagenzüge haben seinen Ruhm verdunkelt. Erst dem folgenden Jahrhundert blieb es vorbehalten, die grausame Praxis des Inquisitionsprozesses zu mildern, die 1532 durch die Carolina reichsgesetzlich festgelegt worden war, und eine menschlichere Bestrafung einzuführen. Vorkämpfer dieses Geistes war Christian Thomasius, ein Anhänger von Grotius und von Pufendorf. Daß er, nach nur kurzer Leipziger Lehrtätigkeit, Kursachsen wegen Verteidigung einer lutherisch-reformierten „Mischehe" verlassen mußte, war doch nur ein Anstoß unter vielen. Der ganze Mann war unbequem: er versuchte Vorlesungen in deutscher Sprache einzubürgern und gründete seine Rechtswissenschaft, statt auf die Theologie, auf eine eigene gemeinverständliche Philosophie „für Weltleute" (Philosophia aulica). Den Kampf gegen Hexenwahn und Folter eröffnete er später von Halle aus.

Seine Gedanken schlugen gleichwohl Wurzel in Leipzig. Titius, einer seiner Lieblingsschüler, las Naturrecht, und eine 1711 neugegründete Professur für dieses Fach wurde Carl Otto Rechenberg übertragen, der wieder aus dessen Kreis hervorgegangen war, denn der König sah es als „ein der studierenden Jugend sehr nützliches Werk an, daß das jus naturale in öffentlichen Lectionibus auf Universitäten tractiret werde". Die Regierungsstellen waren sich wohl sehr bald über die Gefährlichkeit des Halleschen Wettbewerbs klar geworden. Einen entschiedenen Vertreter der humanen Richtung des Strafrechts erhielt die Fakultät in Carl Ferdinand Hommel. Er stand unter dem Einfluß des berühmten Werkes des Italieners Beccaria von 1764 „Dei delitti e delle pene" (Über Verbrechen und Strafen), das er auch ins Deutsche übersetzt hat.

Als unbedingt auf ihre alten Ordnungen bedacht (pristinarum consuetudinum observantissima) bezeichnete sich selbst die Theologische Fakultät. Von weither wurde sie um Entscheidungen in Gewissensfragen angegangen, aber zu den neuen Strömungen, die in ihr eigenes Bereich eindrangen, fand sie schwer die rechte Stellung. 1686 faßte — gleichzeitig mit Speners Amtsantritt in Dresden — die pietistische Bewegung in Leipzig Fuß. Ein Kreis von Magistern tat sich als Collegium philobiblicum zusammen. Dagegen mochte nichts einzuwenden sein. Für das Kirchenamt bedenklich wurde es jedoch, als man sich unter August Hermann Franckes Einfluß die Einwirkung auf das christliche Leben zum Ziele setzte, und noch bedenklicher, daß man Bibelbesprechungen in Bürgerhäusern abhielt. Das waren Eingriffe in das Kirchenamt und die Rechte der Fakultät. Im März 1690 kam es zum Verbot jeder pietistischen Veranstaltung. Francke, gegen den sich das Verfahren im besonderen richtete, ohne daß man ihm Irrlehren hätte nachweisen können, hatte bereits vorher Leipzig verlassen und ging in Halle, wie kurz nach ihm Thomasius, bei größerer Bewegungsfreiheit einer ungeahnten Zukunft entgegen. Auch Spener ist im Sommer 1691 aus Kursachsen geschieden.

Mehr noch als der Einbruch des Gefühls in das festgefügte Lehrgebäude der Dogmen, wie ihn der Pietismus darstellt, machte der Einbruch des Verstandes zu schaffen, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt an Stoßkraft gewann. Dem religiösen Empfinden ist die Aufklärung, namentlich in ihrem späten Verlauf, wenig zuträglich gewesen, der wissenschaftlichen Theologie brachte sie manche Förderung. Als Professio antiquitatum ecclesiasticarum (Lehrstuhl für kirchliche Altertümer) wurde 1714 eine Professur für Kirchengeschichte gegründet, die zuerst der philosophischen Fakultät zugewiesen war. Mit

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

dem Einströmen philologisch-historischer Gelehrsamkeit gewannen Exegese (Bibelerklärung) und geschichtliche Fächer an Wichtigkeit, während der Schwerpunkt bisher in der Dogmatik gelegen hatte. In optimistischer Wendung stellte man den Christenmenschen in Natur und Umwelt und erging sich in moralisierenden Betrachtungen. „Verordnete Lehrer der Weisheit und Tugend" benannte der Berliner Spalding die Prediger. Die Geistlichen sollten ihre Beweise mehr aus der Vernunft als aus der Schrift nehmen, stellte Gottsched 1737 als Forderung in seiner „Ausführlichen Redekunst" auf, aber die Fakultät verlangte die Streichung dieser Stelle. Johann August Ernesti, eine im Grunde vorsichtige Natur – Inhaber der ersten theologischen Professur als Nachfolger seines Gegenspielers Crusius –, verstand es, die kritische Methode der Philologie auf die biblischen Texte anzuwenden.

Von der Wirkung der Aufklärung wurde in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts weit über die Universität hinaus das gesamte Kirchenwesen der Stadt ergriffen. 1758 wurde Georg Joachim Zollikofer als erster deutscher Prediger an die seit 1700 bestehende reformierte Gemeinde berufen, und 1785 löste Johann Georg Rosenmüller als Superintendent Theodor Körners Großvater ab. Ihm wurde später auch die erste theologische Professur übertragen. Beide waren des Wortes mächtig, und wenn Zollikofer auch nur eine schwache Stimme hatte, das, was er sagte, machte auf seine zumeist gebildeten Zuhörer um so tieferen Eindruck. Rosenmüller war ein beliebter Kanzelredner, dem man Allgemeinverständlichkeit nachrühmte. Sie gaben Leipzig Gesangbücher, die auch zeitgenössische Liederdichter berücksichtigten: Zollikofer das reformierte von 1766, Rosenmüller, der Vertrauensmann des tatkräftigen Bürgermeisters Müller, ein überprüftes und erweitertes lutherisches, das am ersten Weihnachtsfeiertag 1796 eingeführt wurde. Gleichzeitig erhielt Dresden ein neues Gesangbuch durch den älteren Tittmann, der zuvor das Wittenberger bearbeitet hatte. Auch Liturgie und Kultus gestaltete Rosenmüller um, ohne den Kirchenfrieden zu gefährden. Er schaffte die Privat- und Ohrenbeichte ab und veranstaltete am Palmsonntag 1803 in den Leipziger Hauptkirchen zum erstenmal eine öffentliche Konfirmation. In vorher nie gekannter Nachbarschaft betätigten sich die Konfessionen, nachdem der Katholizismus durch den Übertritt des sächsischen Fürstenhauses im Ausgangsland des Protestantismus wieder Daseinsrecht erhalten hatte.

Nicht mit schnellem Zugriff, sondern in einem Prozeß langsamer Durchdringung hat die Aufklärung sich der Leipziger Hochschule bemächtigt.

Der Rang einer Universität weist sich nicht zuletzt durch ihre Studenten aus. Deren Masse mag in alltäglichem Treiben oder vielleicht im Vornehmtun Genüge gefunden haben: es sind doch nicht wenige von Leipzig ausgegangen, die zu den Besten ihrer Zeit gehörten, und einige unter ihnen haben Weltruf erlangt. Um vorerst nur die wichtigsten Namen von literarischem Klang herauszugreifen: Klopstock, Lessing und Goethe sind Leipziger Studenten gewesen, und aus dem Bereich der Philosophie Leibniz, Thomasius und Fichte. Ihres Bleibens war natürlich nur kurze Zeit, denn es ist nicht die Aufgabe einer Universität, ihre Zöglinge festzuhalten. Selbst den beiden Leipziger Professorensöhnen, Leibniz und Thomasius, konnte die Heimat nicht dauernde Stätte sein. Für Thomasius hätte auch eine zeitnähere Universität kaum Aufgaben geboten wie die

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Neugründung von Halle, deren Geist er zum guten Teil mitbestimmte. Und nun gar Leibniz, der zu seiner Entfaltung großer, zwischenstaatlicher Wirkungsmöglichkeit bedurfte. Kann man ihn sich überhaupt in einer noch so ansehnlichen ortsgebundenen Professorendynastie vorstellen? Weil die Leipziger Bestimmungen es seinem jugendlichen Alter verwehrten, ist er 1667 juristischer Doktor der reichsstädtisch-nürnbergischen Universität Altorf geworden. Hätte ihm ein Leipziger Titel stärkeres Leipziger Gepräge gegeben? Die voraufgehenden Würden, den Magister und den Bakkalar, verdankt er seiner Heimatstadt, deren Nicolaitana und deren Hochschule er besuchte. Aber weit wichtiger ist es, daß sich bereits in diesen Jahren selbständiges Denken in ihm regte. Merkwürdig früh kniffligen Fragen der Logik und der Theologie zugewandt, begann er auf philosophischen Spaziergängen im Rosental sich vom alten scholastischen Formelwerk zu lösen. Er war ein Wunderkind der seltenen Art, deren Begabung in einem ganzen bedeutenden Leben zum Ausdruck kommt. Seine Leipziger Ausbildung hat er später keineswegs gering geschätzt, und mit seinem Lehrer Jacob Thomasius, einem ausgezeichneten Kenner der Philosophiegeschichte (dem Vater eines berühmteren Sohnes), ist er durch ein volles Jahrzehnt in gelehrtem Briefwechsel geblieben. Aber diese Studienzeit konnte notwendigerweise für ihn nicht mehr als die erste Stufe eines großen Aufstiegs sein. Leipzig muß sich mit dem Ruhm begnügen, ein Genie wie Leibniz der Welt geschenkt zu haben.

Literatur

Der Naumburger Arzt Weiz hielt 1780 Musterung über die kursächsischen Schriftsteller und fand in Leipzig deren 134 ansässig, in Dresden 78, in Wittenberg, der anderen Universitätsstadt, 33. In weitem Abstand folgten dann Städte wie Zittau, Meißen, Grimma, Freiberg und Naumburg. Mit überwältigendem Zahlenvorsprung trat Leipzig deutlich als literarischer Mittelpunkt hervor. Welche Umstände hatten darauf eingewirkt?

Bei der engen Wechselwirkung, die zwischen Buchhandel und Literatur besteht, kann das Los des wirtschaftlichen Vermittlers geistiger Werte nicht gleichgültig sein. Es brauchte lange Zeit, bis man die verheißungsvollen Anfänge wieder aufnehmen konnte, die der Leipziger Verlag vor dem Dreißigjährigen Kriege genommen hatte. Bereits 1594 war Frankfurt in der Herstellung deutscher Werke von Leipzig überholt worden, und mit dem eintretenden Rückgang der neulateinischen Literatur sank seine Bedeutung als internationaler Buchplatz. Das Wachsen des Eigenverlags, das nach dem Wiedererstarken eintrat, machte den Leipziger Handel in zunehmendem Maße von der Frankfurter Messe unabhängig, zumal die Städte des Ostens sich immer mehr auf die Auslieferung nach Leipzig beschränkten. Als im 18. Jahrhundert mit Einführung des sogenannten Konditionssystems — d. h. der mit Frankolieferung verbundenen bedingungsweisen Büchersendung — an Stelle des älteren Tauschgeschäftes auch die Frage eines einheitlichen Zentrums näher rückte, konnte die Entscheidung zwischen Frankfurt und Leipzig kaum noch zweifelhaft sein. Daß ein verfrühter Versuch scheiterte, 1765 in Leipzig eine für den Stand maßgebende „Deutsche Buchhändlergesellschaft"

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

zu errichten, änderte nichts mehr daran. Die Kostenersparnis erzwang „den Weg über Leipzig", das damit zugleich die Stätte der jährlichen Abrechnung, der „Kantatemesse", wurde.

Führende Verleger entwickelten sich auf diesem Boden – so die Weidmanns, der ältere Gleditsch, die Breitkopfs, Philipp Erasmus Reich, Georg Joachim Göschen –, und literarische Namen verbanden sich mit ihnen: mit Bernhard Breitkopf Gottsched, der zugleich sein Hausgenosse im Goldenen Bären war, mit Reich, Gellert und Wieland, und 1785 hat Schiller Göschens bescheidenen Sommersitz – sein „Hüttchen" hätte man in der Sprache des 18. Jahrhunderts gesagt – in Gohlis geteilt. Reich, nach Wielands Ausdruck „der erste Buchhändler der Nation" ließ für seine Privatgalerie den ganzen Reigen seiner Geistesfreunde durch Anton Graff porträtieren. Übrigens verstanden sich diese klugen Kaufleute meist darauf, die Feder selber zur Hand zu nehmen, und Johann Gottlob Immanuel Breitkopf (der Sohn) zählt zu den namhaftesten Geschichtsforschern der Typographie. Große Beispiele lockten die Kleineren; für alle Autoren fand sich bei einigem Können auch Gelegenheit, gedruckt zu werden. Nirgends lerne sich die Schriftstellerei so leicht wie in Leipzig, äußerte Lessing aus eigener Erfahrung.

Ebenso wesentlich wie der Rückhalt am Buchhandel war für den Schriftstellerberuf die Erweiterung des literarischen Aufgabenkreises durch Zeitung und Zeitschrift. Zeitung bedeutet ursprünglich weiter nichts als Nachricht, und Nachrichtenvermittlung blieb lange ihr eigentlicher Zweck. Großkaufleute und Verwaltungsmänner wollten über den Weltenlauf unterrichtet sein – innenpolitischen Aussprachen ließ der absolutistische Staat keinen Raum –, und allmählich dehnte der Leserkreis sich auch auf andere Schichten aus. Der friedsame Bürger erfuhr gern, daß „hinten, weit in der Türkei" die Völker aufeinanderschlugen. Es verwundert uns vielleicht, wenn wir hören, daß gelesene Blätter 1000, ja nur 500 Auflage hatten, aber sie besagte etwas bei Stadtbevölkerungen von 20 000–25 000 Menschen, zumal die Güte des Papiers, das handlichere Format und die größere Seltenheit längere Lebensdauer und öfteren Umlauf verbürgten. Seit 1636 sind in Leipzig Wochenblätter festzustellen; 1660 gründete Timotheus Ritzsch die „Neueinlaufende Nachricht von Kriegs- und Welthändeln", die seit Ende April des Jahres bereits werktäglich erschien. Sie wurde später die Leipziger Zeitung genannt und war die erste Tageszeitung überhaupt. 1671 legte der Staat seine Hand auf ein so aussichtsreiches Unternehmen und gewährte ihm ein Monopol für politische Mitteilungen, das bis tief in das 19. Jahrhundert hinein die Entwicklung der sächsischen Presse behindert hat.

Kam schon die Zeitung, die älterer Herkunft war, dem Bildungsstreben der Aufklärung entgegen, so noch mehr die Zeitschrift, die als deren eigene Schöpfung gelten durfte. Ihre aufgelockerte Form, ihre Möglichkeit schrittweiser Belehrung, ihre Zeitnähe bedeuteten eine Abwendung vom Folianten und von Stubenhockerei, bedeuteten zugleich eine Umwälzung im Buchhandel. In „Journal-Läden" könne man die Buchläden umtaufen, wurde 1715 geklagt; nur Journale und Lexika gingen noch, stöhnte man einige Jahre später. Nach einer zeitgenössischen Statistik wurden bis 1739 25 gelehrte Zeitschriften von Leipziger Gelehrten herausgegeben, darunter noch acht lateinische.

Am Anfang dieser stattlichen Reihe stehen die Acta Eruditorum, die seit 1. Januar 1682

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

monatlich im Verlag von Groß und Gleditsch erschienen. Sie berichteten über wissenschaftliche Neuigkeiten in lateinischer Sprache. In politischer und religiöser Beziehung hielten sie sich zurück. Vorgänger und Vorbilder waren das seit 1665 bestehende französische Journal des Savants und das italienische Giornale dei Leterati. Von drei Mitgliedern der Familie Mencke redigiert, haben sie es in einem vollen Jahrhundert auf 117 Bände gebracht. Zu ihren berühmtesten Beiträgen gehört Leibnizens grundlegende Abhandlung zur Differentialrechnung im Maiheft von 1684.

Dem Gebrauch der deutschen Sprache brach im Januar 1688 Thomasius Bahn, der mit „Schertz- und Ernsthaften, Vernünfftigen und Einfältigen Gedanken über allerhand Lustige und nützliche Bücher und Fragen" den Kampf gegen Pedanterie und Aberglauben eröffnete. Gottsched gründete 1725 mit den „Vernünftigen Tadlerinnen" die erste deutsche Frauenzeitschrift, und sein Jünger Joachim Schwabe eröffnete 1741 mit der Monatsschrift „Belustigungen des Verstandes und Witzes" den Reigen der belletristischen Zeitschriften, der seither ins Unabsehbare gewachsen ist. Als politische Zeitschrift ist die „Europäische Fama" zu nennen, die sich seit 1702 mehr als ein halbes Jahrhundert, verschiedentlich ihre Gestalt wechselnd, gehalten hat. Der Tagesschriftstellerei läßt sich auch die freie Folge von David Faßmanns „Gesprächen im Reiche der Toten" zurechnen, die nach dem Muster Fontenelles historische Begebenheiten zu Anspielungen auf die Gegenwart benutzen, und mit den im 18. Jahrhundert üppig gedeihenden Pamphletdrucken steigen wir geradewegs zu den Tiefen der Revolverjournalistik hinab.

Leipzig war „Journalistischer Mittelpunkt Deutschlands" geworden. Erst in einigem Abstand von ihm sind Frankfurt a. M., Hamburg und Halle als betriebsame Stätten des Tagesschrifttums zu nennen. Es lag nahe, daß es, seine günstigen Vorbedingungen wahrnehmend, auf literarische Vorherrschaft überhaupt Anspruch erhob.

Am Beginn des Zeitalters stand freilich die obersächsische Literatur stark unter dem Einfluß Schlesiens. Noch 1697, als in Leipzig ein Vertrautes Görlitzisches Collegium Poeticum zusammentrat, wurde festgesetzt, daß schlesische Aussprache als Richtschnur für die Reimgebung dienen solle, und es hat ein ganzes Menschenalter gebraucht, bis die Pflege der Schriftsprache eins der Hauptziele der aus diesem Kränzchen hervorgehenden Deutschen Gesellschaft wurde. Und schier unbegrenzt war die Achtung vor den beiden schlesischen Dichterschulen. Fleming hat Opitz, den er an dichterischem Gefühl bei weitem übertraf, als „Herzog deutscher Saiten" gepriesen, und Neumeister wie Johann Burchard Mencke waren Verehrer von Hofmannswaldau. Aber mochten auch die Lohn- und Gelegenheitspoeten, die nach Neumeisters Stoßseufzer „neun Pfennge vor ein Carmen" erhielten, durch Anleihen an den Überbarock der jüngeren Schlesier der Inhaltlosigkeit ihrer Machwerke aufzuhelfen suchen, die besten unter den Leipziger Dichtern haben nie den Sinn für schlichte Sangbarkeit verloren und verdanken ihr Fortleben nicht zum wenigsten dieser Eigenart. Das gilt für Fleming und gilt ebenso für den Schlesier Johann Christian Günther, der, nach stürmischem Wittenberger Studienbeginn, vom Juni 1717 bis zum August 1719 die ausgeglichensten und freundlichsten Jahre seiner kurzen Erdenlaufbahn in Leipzig zugebracht hat. Noch erhoffte er Poetenruhm, und ihn beschwingte die Liebe zur „Leipziger Leonore" (was tut's, daß wir ihren bürgerlichen Namen nicht mit voller Bestimmtheit ermitteln können?). Aus seinem unruhvollen Innern floß die studentische Lustigkeit des Gaudeamus-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Liedes „Brüder laßt uns lustig sein", ebenso wie die abgrundtiefe Zerknirschung der „Letzten Gedanken".
Überhaupt ist es die Stimme der Jugend, die unser Ohr heute noch erreicht. Nur als „Bruder Studio" kann man sich die kapitale Gestalt Christian Reuters denken, der seine fragwürdige Umwelt verdienter Lächerlichkeit preisgab. Sein „Schelmuffsky" ist, obwohl persönlichem Rachegelüst entstammend, einer der besten deutschen humoristischen Romane geworden, und selbst seine gleichfalls modellnahen Komödien haben ihre Wirkung noch nicht ganz eingebüßt.
Aber „gestorben, verdorben" ist nur allzuoft das Schicksal junger Talente, und wenn ein Mann wie der Zittauer Christian Weise, dessen lyrische Anfänge nach Leipzig gehören, später in seiner Vaterstadt zu verdienten Würden aufsteigt, entschwindet er gleichfalls der Leipziger Literatur. Meteorhaftes Aufblitzen kann von hohem Reiz sein, aber entscheidend für größere Dauer ist nur stetige Arbeit. Stetige Arbeit aber verkörperte Johann Christoph Gottsched, der am 18. Februar 1724, vor preußischen Werbern Schutz suchend, von Königsberg nach Leipzig kam und hier mehr als vier Jahrzehnte, bis zu seinem Tode, geblieben ist.
Wenn man Gottscheds Wesen bestimmen will, darf man nicht von der Undankbarkeit der Folgezeit ausgehen. Reiner Gelehrter war er nicht und noch viel weniger Dichter. Als Verfasserin belehrender Stücke übertraf ihn seine Frau, die Danzigerin Luise Adelgunde Victoria Culmus, genannt die „Gottschedin". Aber er war Schriftsteller mit praktischem Ziel, Erzieher und Organisator. Er verfügte über ein bedeutendes Wissen, war in den philosophischen Disziplinen zu Hause und in allem, was mit deutscher Sprache und Literatur zusammenhängt. Er besaß sogar eine für die damalige Zeit ungewöhnliche Kenntnis mittelalterlicher Handschriften, die er nur für die Geschichte des Dramas einigermaßen ausgewertet hat. Aber das Streben nach verstandesmäßiger Ergründung überwog den künstlerischen Sinn. „Kritisch" war eines seiner Lieblingsworte. Seine Kunstlehre wie seine Sprachlehre waren streng normativ und ließen keinerlei historische Einfühlung zu.
Seine Pläne gingen ins Weite. Am liebsten hätte er nach dem Muster der Académie Française die Deutsche Gesellschaft zu einer Akademie umgestaltet. Wenn dies auch mißglückt ist und er sogar früh aus diesem Kreis ausschied, in seinem Geiste wurde noch im gleichen Jahrhundert ein Deutsches Wörterbuch von Johann Christoph Adelung geschaffen, der auch der Deutschen Gesellschaft angehörte. Neubildungen von Wörtern, die Gottsched schuf oder durchsetzte, wie Begeisterung, Gegenstand, bibelfest, Zischlaut, zeigen ihn auf demselben Wege wie seine Vorgänger Leibniz, Thomasius, Wolff.
Im Sinne der englischen moralischen Wochenschriften wollte er das Alltagsleben beeinflussen. Erörterungen über Kleidung und Dekolleté, über Kuß und Handkuß, über Koketterie und über den Liebesbrief kann man in den „Vernünftigen Tadlerinnen" lesen, die sich an die Frauenwelt wandten. Im männlichen Gegenstück, dem „Biedermann", werden Themen wie Furcht, Aberglaube, Hexerei, aber auch die Berechtigung der Oper behandelt. Diese Äußerungen sind keineswegs alle steifleinen und ernsthaft. Manche spöttische Bemerkung lockert sie auf. Ein Ratgeber wie Knigges Umgang mit Menschen ist als ihr letzter Ausläufer zu betrachten.

Im Wirken dieses Wolffianers ist das eigentlich Literarische nur Teilgebiet und nicht einmal sein stärkstes. Immerhin ist ihm die Hebung des Theaters geradezu Herzensfrage gewesen, und es bedarf noch besonderer Darstellung, was das in dieser Zeit bedeutet. In der Kunstlehre wurden Gottscheds Grenzen den Zeitgenossen am frühesten bewußt. Natürlich hatten die Schweizer Bodmer und Breitinger recht, wenn sie Raum für das Wunderbare in der Poesie verlangten, und sie fanden den Beifall der nachwachsenden Geschlechter. Die Dämmerung des konsequenten Rationalismus begann. Auch die Mißgriffe des nicht unverächtlichen Kämpen mehrten sich. Es zeugte von künstlerischer Urteilslosigkeit, daß er 1752 ein jüngst verliehenes Vorrecht der Philosophischen Fakultät dazu benutzte, um seinen Anhänger, den Freiherrn von Schönaich, für ein inzwischen längst verschollenes Heldengedicht „Hermann oder das befreite Deutschland" zum Dichter krönen zu lassen, während ringsum hoffnungsvolle Talente reichlich sproßten. Solche Dichterkrönung, die jeder mit der Pfalzgrafenwürde Ausgestattete vornehmen durfte, war zwar nur noch eine leere Form aus der Humanistenzeit, aber die getroffene Wahl enttäuschte so sehr, daß der witzige Mathematiker Kästner, der durchaus kein Neuerer und nicht einmal ein grundsätzlicher Gottschedfeind war, das Stachelgedicht verfaßte:

„Dir, Gott der Dichter, muß ich's klagen,
Sprach Hermann, Schönaich darf es wagen
und singt ein schläfrig Lied von mir.
Sei ruhig, hat Apoll gesprochen,
Der Frevel ist bereits gerochen,
Denn Gottsched krönet ihn dafür."

So war Gottsched bei dem Schlimmsten angelangt, was den Tätigen treffen kann: bei der Lächerlichkeit.

Die Jugend hatte bereits angefangen, sich von dem selbstbewußten Gesetzgeber zu lösen. Im nachbarlichen Halle bestand bis etwa 1740 ein gottschedferner Kreis, voll anakreontischer Lebenslust, um den Ästhetiker Baumgarten. Gleim und Pyra, die Süddeutschen Uz und Götz gehörten ihm an. Dann bildete sich mit fühlbarer Spitze gegen die Leipziger Reformer sogar ein Verein zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, den Pyra zusammen mit dem später durch Lessings Vademekum gekennzeichneten Laublinger Pastor Lange führte.

In Gottscheds unmittelbarer Umgebung bröckelte es nicht minder. Sein Schildträger Johann Joachim Schwabe sammelte die Getreuen 1741 bis 1745 in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes", die bei Breitkopf herauskamen, aber er erlebte es, daß sich ihm die fähigen Köpfe — abgesehen von Kästner — alsbald entzogen. Sie ließen seit Anfang 1745 „Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" erscheinen, die nach ihrem Verlagsort zumeist die Bremer Beiträge genannt werden. Sie lehnten sich zwar nicht offen gegen Gottsched auf, aber die vorsichtig gewählte Titelfassung deutete, indem sie den Anschluß zu betonen schien, doch auf weiterbildende, wenn nicht selbständige Absichten hin.

Der Poesie standen sie in der Tat näher als ihr Lehrmeister. Freilich überwogen auch unter ihnen die kritischen Begabungen, die sich auf der Bildungsgrundlage der kur-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

sächsischen Gelehrtenschulen Schreibgewandtheit und Übersetzerfähigkeiten angeeignet hatten. Gärtner, der ursprüngliche Herausgeber, war dieses Schlages, ebenso Johann Adolph Schlegel und Ebert, seine vertrautesten Helfer, aber Talenten wie Gellert, Johann Elias Schlegel, Klopstock, selbst Rabener und Zachariae hatte Gottscheds verbleibende Mannschaft nichts an die Seite zu setzen.

Zachariaes beste Leistung „Der Renommiste", eine liebenswürdige Spiegelung des galanten Leipziger Studententums, hatte allerdings in den Belustigungen gestanden, und Rabener, der gemütvolle, und, fast könnte man sagen: der gemütliche Satiriker, schrieb in seiner bisherigen Art weiter, aber mit Johann Elias Schlegel, der, nur dreißigjährig, in dänischen Diensten starb, ging eine Hoffnung des deutschen Dramas früh dahin, und Gellert und Klopstock hatten ihre schaffensreichsten Jahre noch vor sich.

Gellert kam im rechten Augenblick. Er erwärmte Gottscheds schwunglose Gedanklichkeit mit maßvollem Gefühl und schuf Werke anmutiger Natürlichkeit. Er suchte sprachliche Schönheit in der Schlichtheit des Ausdrucks, und diese Schlichtheit hat ihn volkstümlich gemacht. Er wollte der „Ausbreitung der Weisheit und Tugend unter den Menschen" dienen, und er hat sein Ziel erreicht. So tief wie er war seit Luther kein deutscher Schriftsteller in alle Volksschichten gedrungen. Mit freundlich belehrenden Fabeln und betrachtsamen geistlichen Liedern lebt er noch heute fort.

Klopstock war ein Ereignis von stärkerer Gewalt. Wenn Gellert Brücke war zwischen der Selbstzufriedenheit einer sich neigenden Epoche und langsam Werdendem, so überschritt Klopstock bereits die Schwelle des Neuen. Seine epische Kunst wie seine hymnische Lyrik brachten ungewohnte Klänge. Die Bremer Beiträge haben 1748, nach Überwindung mancher Bedenken, den ersten drei Gesängen des Messias den Weg in die Öffentlichkeit gebahnt. Wie stets, wenn etwas Neuartiges in Erscheinung tritt, hatte niemand die ungeheure Wirkung vorhergesehen, die von ihnen ausgehen sollte.

Fast vierzig Jahre später, als eine Verunglimpfung Leipzigs erschienen war, tröstete Johann Andreas Cramer, der auch zu den Beiträgern gehört hatte, den befreundeten Bürgermeister Müller durch den Hinweis auf den alten literarischen Ruhm der Stadt:

„Hier, Germanien, sang dein Liebling, dein Gellert, der Gute,
Hier, der mehr als Homer
Dir ist, Klopstock, zuerst, der mit miltonischem Mute
Flog zu der Cherubim Heer."

So war dieser Vorfrühling der deutschen Literatur einstmals erlebt worden.

Über diese Kreise wuchs noch ein anderer als Klopstock weit hinaus: Gotthold Ephraim Lessing, der am 20. September 1746 in Leipzig immatrikuliert wurde. Nach einem Ausspruch seines Meißner Konrektors war er ein Pferd, das doppeltes Futter brauchte, und er tummelte sich denn auch gehörig, lernte tanzen, fechten, voltigieren und erwarb sich überdies eine gründliche Theaterkenntnis. Er bevorzugte Bücher eigener Wahl vor den Kollegien und fühlte sich allenfalls Ernesti, Christ und Kästner zu Danke verpflichtet. Wenn man ihn nach seinen Universitätsstudien frage – pflegte er wohl hinzuwerfen –, setze man ihn in Verlegenheit. Mit lebensfrohen Gedichten trat er hervor, die noch wenig von der Weite seines Geistes ahnen lassen, und er erntete bereits seinen ersten

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Theatererfolg. Er schloß Freundschaft mit dem gewandten, doch nicht ebenbürtigen Christian Felix Weiße und bewahrte sie durch sein Leben.
Daß diese talentvolle Jugend allzubald auseinanderstob, bleibt bedauerlich, wenn es auch nicht überrascht. Die meisten gingen nach auswärts. Allein vier der Beiträger zog Herzog Carl an das Braunschweiger Carolinum, das er 1745 gründete. Von der älteren Generation nahm sogar Kästner 1756 eine Berufung nach Göttingen an. Zu den wenigen, die im Lande ausharrten, gehörte der behäbige Rabener, der 1753 als Obersteuersekretär nach Dresden übersiedelte. Die Jünglinge, die Leipzig ausgebildet hatte, waren in anderen Staaten gesuchte Leute.
Dem Zustrom von Bildungsbeflissenen war die Zeit des Siebenjährigen Krieges weniger günstig. Thümmel, der durch sein humoristisches Prosaepos „Wilhelmine" bekannt geworden ist, hat damals die Universität bezogen, und viel versprach man sich von Joachim Wilhelm von Brawe, dessen dramatischem Streben der Tod früh ein Ziel setzte. Thümmel wie Brawe stammten bezeichnenderweise aus Leipzigs nächster Umgebung: aus Schönefeld und aus Weißenfels. Als preußischer Offizier kam Ewald von Kleist, der Dichter des „Frühlings", nach Leipzig und verkehrte hier viel mit Lessing, der inzwischen zu einem zweiten Aufenthalt zurückgekehrt war. In diesen beiden reichten sich gewissermaßen die verfeindeten Stämme die Hand. Aufsehen machte die Begegnung König Friedrichs II. mit Leipziger Schriftstellern. Der König hat die Bekanntschaft mit Gottsched und mit Gellert gewünscht; er hat an der bescheidenen, verständigen Art des Fabeldichters mehr Gefallen gefunden als an der Wichtigtuerei Gottscheds, der ihn am liebsten zu gerechterer Würdigung der deutschen Schriftsprache bekehrt hätte — ein allerdings vergebliches Unterfangen.
Der Wiederaufbau nach dem Kriege vermochte den hohen literarischen Stand von einst nicht zurückzuführen, aber ein Glück, das vieles ausgleichen konnte, fiel der Stadt zu: in dem Aufenthalt des jungen Goethe. Goethe fand in Leipzig drei Bildungsstätten, die ihm wichtig wurden: die Universität, die Akademie und das Theater. Wenn er auch damals sein Ziel noch nicht kannte — nicht bloßer Wissensdurst drängte ihn, ihn lockte zu erfahren, „was der ganzen Menschheit zugeteilt ist". Uber sein „Studium" solle man ihn nicht befragen, hätte er genausogut wie Lessing sagen können. Keinesfalls dürfen wir vom späteren Goethe aus einseitig die literarische Richtung seines Weges betonen, so sehr auf sie auch geachtet werden muß. Goethe hat noch vor Gottsched gestanden — nicht ohne Verwunderung —, und Gellert hat von ihm schriftliche Ausarbeitungen durchgesehen, aber er bewegte sich — auch darin Lessing verwandt — doch lieber in der leichten Luft der Jüngeren. Von ihnen übernahm er den Gedankenvorrat der Anakreontik, die in Weißes „Scherzhaften Liedern" neue Triebe angesetzt hatte, und lieh sich die Maske der Altersweisheit, die aus erlebt-unerlebten Gedichten uns entgegenblickt. Aber Wohlklang der Sprache und angeborene Grazie kündigten den kommenden Lyriker an. Das „Leipziger Liederbuch" ist, um neue Stücke bereichert und von Bernhard Theodor Breitkopf vertont, erst während der anschließenden Frankfurter Zeit erschienen, ohne Verfassernamen, mit der Jahreszahl 1770.
Leipzig tritt nun in der deutschen Literaturentwicklung stark zurück. Zur Empfindsamkeit wie zum Sturm und Drang fehlen enge Beziehungen. Zwar brachte Friedrich Weygand, ein junger Leipziger Verleger, 1774 den „Werther" und 1776 Millers „Sieg-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

wart" heraus, aber die Theologische Fakultät erhob Einspruch gegen die Verbreitung des Goetheschen Romans und erwirkte bei der kurfürstlichen Bücherkommission ein Verbot der „ärgerlichen Skarteke", das allerdings den Welterfolg nicht beeinträchtigt hat. Und als Direktor Seyler am 1. März 1777 das nicht geringere Wagnis unternahm, die Messeaufführungen mit Klingers „Sturm und Drang" zu eröffnen, gab es kaum einen Achtungserfolg. „Da saßen sie nun", stellte der anwesende Dichter fest, „konnten nicht fassen und begreifen und doch schüttelte sie das Ding mächtig zusammen."
Sehnsuchtsvoll aus ärmlichen Verhältnissen nach der größeren Welt starrend, bezog 1781 ein junges Genie — Jean Paul — die Universität Leipzig und begann hier als Schriftsteller. 1785 wurde Schiller von begeisterten Verehrern nach Leipzig gezogen und faßte wieder Lebensmut nach schwerer Bedrücktheit. Er war kein Lernender mehr und nicht der Brausekopf von Stuttgart und Mannheim, sondern ging mit der Arbeit am Don Carlos jener Vergeistigung entgegen, die er aus vertrautem Umgang mit Philosophie und Geschichte schöpfte.
Der Alltag sah freilich anders aus. Zum Patriarchen der Leipziger Literatur war Christian Felix Weiße aufgerückt, der, nach reichem dramatischen Schaffen und munter tändelnder Lyrik, seine letzte Kraft unterhaltender Belehrung der Jugend widmete. Als „Kinderfreund" hat der gebildete Mann größeren Ruhm als durch seine anderen Werke erlangt.
Gebildet — das waren auch sie, die ihn umgaben: der Kunstdeuter Franz Kreuchauf, den man um seiner Beschäftigung mit dem Schönen willen den „schönen Kreuchauf" nannte; der Winckelmannübersetzer Michael Huber; der Ästhetiker Friedrich von Blankenburg. Und nicht zum mindesten war es der ausgezeichnete Bürgermeister Karl Wilhelm Müller, der nach einem „Versuch in Gedichten", wie er sein Bändchen von 1755 vorbeugend nannte, aus alten und neueren Sprachen übersetzte und als guter Kenner englischer Literatur gelten konnte. Die von ihm in den Jahren 1756 bis 1767 herausgegebene „Britische Bibliothek" kennzeichnet geradezu den Umschwung vom französischen zum englisch beeinflußten Literaturgeschmack.
Die Dramatiker, die der Spätzeit des Jahrhunderts angehören: Christoph Bretzner, Johann Friedrich Jünger und der Buchhändler Johann Friedrich Dyk, ein Bearbeiter ausländischer Stücke, standen sämtlich im Dienst der Bühnenunterhaltung. Mehr durch Schrulligkeiten als durch seine Romane beschäftigte Johann Karl Wezel aus Sondershausen, der später dem Wahnsinn verfiel, die Mitwelt. Mit einem Leipziger Musenalmanach, der seit 1770 bei Schwickert erschien und mit der Skrupellosigkeit dieses Verlegers sein berühmtes Göttinger Vorbild ausbeutete, legte man wenig Ehre ein. Aus dieser Umwelt hob sich zuletzt der Weltenwanderer Johann Gottfried Seume durch Schicksal und Charakter heraus; ein Mann, der das Zeug zum politischen Schriftsteller von Rang hatte und wohl nur zu früh gestorben ist, um diese Fähigkeiten voll zu entfalten.
Seine einstige literarische Bedeutung hatte Leipzig in der klassischen Epoche eingebüßt. Auf dem Gebiete des Zeitungswesens konnte es nicht die Führung behaupten. Bei dem wachsenden Interesse der Leser für das politische Geschehen war dafür eine freiere Atmosphäre nötig. Wohl behielt die Leipziger Zeitung ihren Ruhm, aber sie erlangte keine neuzeitliche Geltung.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Bis 1800 brachte es der „Hamburger Correspondent" zu der damals ganz unerhörten Auflage von 30 000 Exemplaren. Er mußte auf acht Pressen gedruckt werden und hatte seinen Auslandsmitarbeiter in London. Durch Cotta und Bertuch rückten Stuttgart und Weimar in die Reihe der Pressestädte ein. Zwar wuchs Leipzigs Vormachtstellung im Buchhandel, aber sie schloß das Aufstreben anderer Städte nicht aus. Am Beginn des 18. Jahrhunderts nahm Berlin die achte Stelle unter den deutschen Verlagsplätzen ein, seit 1765 zählt es unmittelbar hinter Leipzig. Auch Verlagsort der Klassiker ist Leipzig trotz Göschen nicht geblieben. Ein Vorstoß, den Brockhaus in dieser Richtung unternahm, scheiterte.

Merkwürdig schnell verblaßte der Glanz des Leipziger geistigen Lebens. Die neugegründete Göttinger Hochschule überstrahlt sehr bald die Leipziger Universität. Im romantischen Jena unterhält man sich von der Leipziger „Geisteslethargie". Als Goethe und Schiller in den „Xenien" Deutschlands Kulturstätten mustern, gilt ihnen die Pleiße als der seichteste der deutschen Flüsse, und Dyks „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften" wird als „Spittel invalider Poeten" bezeichnet. Die Großen von Weimar sind sich in der Beurteilung der „Leipziger Geschmacksherberge" einig.

Gewiß entzog sich Leipzig allzusehr dem Einfluß der neuen höherstrebenden Zeit, aber es lag in den geschichtlichen Bedingungen, daß sich das deutsche Kulturleben nie an einen Vorort gebunden hat. In Leipzig trug überdies der Aderlaß des Siebenjährigen Krieges zum Stillstand bei. Daß Leipzig in der Zeit des Vorklassizismus tonangebend gewesen ist, sichert ihm dauernde Bedeutung für die deutsche Geistesentwicklung.

Theater und Musik

Selbst Theater und Musik machte die Aufklärung ihrem Erziehungsplan dienstbar. Es bedurfte dazu einer längeren Entwicklung, die in Zusammenarbeit, Wettstreit und Widerspiel der gleichwohl Verschwisterten vor sich ging.

Noch eine ganze Weile zählte das Theater zu den Lustbarkeiten. An den Höfen mußten aufwendige Opern, in den Städten Spektakelstücke für Zerstreuung sorgen. Eine höhere Bewertung von Bühne und Darstellern kam mit wachsenden literarischen Ansprüchen auf; sie zeitigte auch den Wunsch nach ständigem Spiel und erlebte ihre höchste Steigerung im Gedanken des Nationaltheaters.

Theater fand ursprünglich in Leipzig nur innerhalb der Messewochen statt; es wurde von Wandertruppen veranstaltet, die sich oft in hartnäckigen Kämpfen um Privilegien, Schauräume und sogar Buden zu behaupten hatten. Zu den Prinzipalen, die regelmäßig wiederkehrten und übrigens durch Familienbeziehungen unter sich verbunden waren, zählten Johannes Velten (1679 bis 1692), Johann Caspar Hake (1712 bis 1722) und die Neubers (1727 bis 1749). Schon Velten, der Universitätsbildung besaß, war von einem eifrigen Reformwillen beseelt, aber an schöpferischer Bedeutung übertraf ihn seine geistige Nachfolgerin Karoline Neuber.

Nicht durch eigene Künstlerschaft lebt diese außerordentliche Frau im Gedächtnis der Nachwelt weiter – bei vielseitigem Können tat sie sich besonders in Lustspielrollen hervor –, sondern durch den Einfluß, den sie auf die Entwicklung des deutschen Theater-

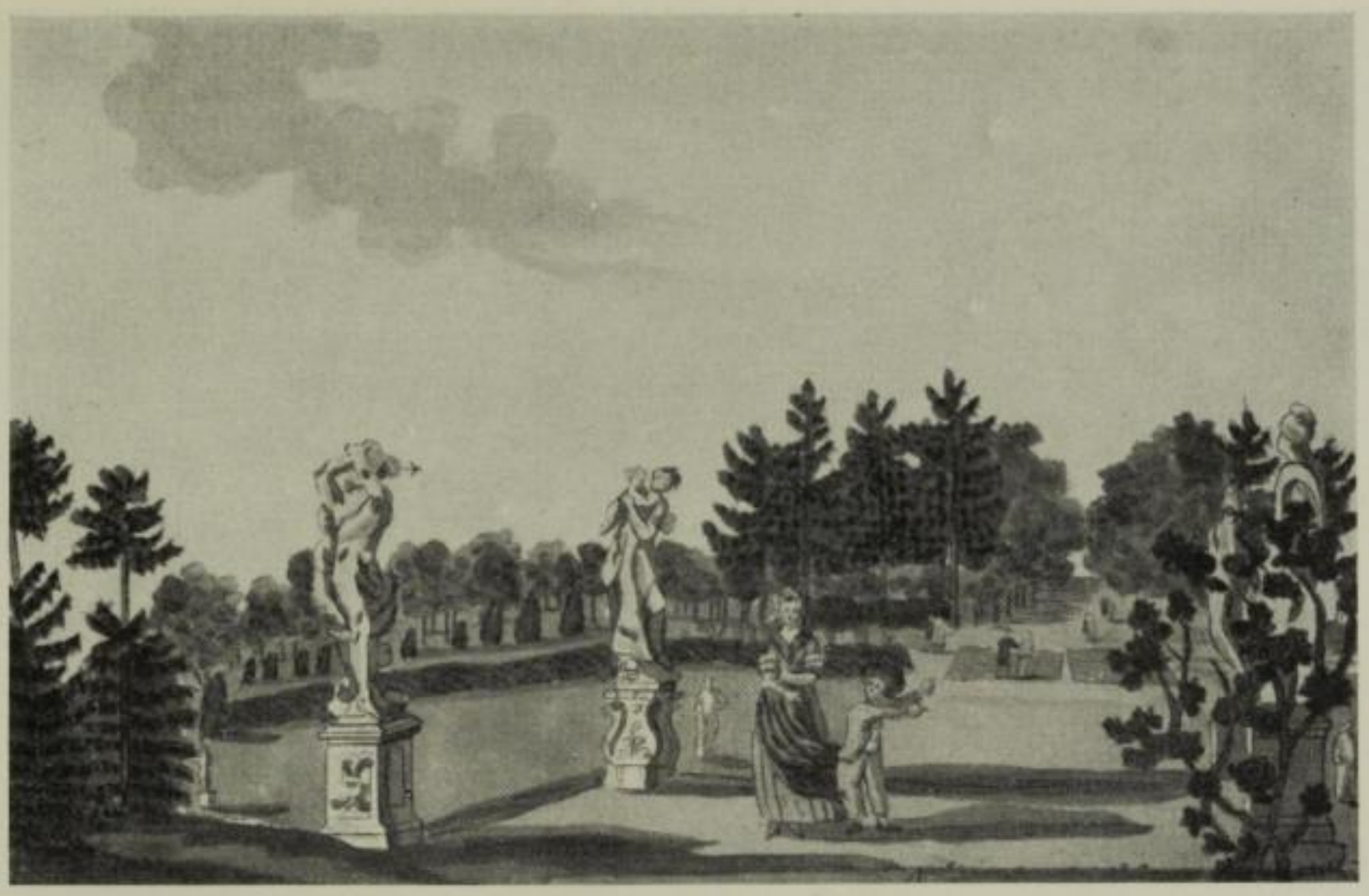
SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

wesens ausgeübt hat. Sie war auf Standesehre bedacht, soweit das in dem „patriarchalischen Bandenleben" – um eine treffende Prägung Eduard Devrients zu benutzen – erreichbar war, und vor allem auf Veredlung des Spielplans. Im Bunde mit Gottsched, dem man seine Vorurteilslosigkeit hoch anrechnen sollte, ging sie ans Werk. Die beiden verwarfen die Wüstheit der Haupt- und Staatsaktionen, verbannten die Späße des Hanswursts und mühten sich um eine klare literarische Linie. Sie war nicht ausschließlich aus der deutschen Literatur abzuleiten – so deutschgesinnt Gottsched war –, sondern, bei dem Mangel an wertvollen Stücken, durfte man an der um vieles reicheren französischen Literatur nicht vorübergehen, wie ja auch der Darstellungsstil der „Leipziger Schule" in Deklamation und Bewegungen französischem Vorbild folgte. Wenig Sinn hatte Gottsched für das englische Drama, dagegen verspürte er die Geistesverwandtschaft des Dänen Holberg. Was er selbst zu bieten oder eigentlich nicht zu bieten hatte, zeigt sein „Sterbender Cato", den Neubers 1731 in Leipzig aufgeführt haben. Eine ganze Strecke weit haben sie sich Gottscheds Vorschläge zu eigen gemacht, ohne vor Opfern zurückzuschrecken. „Da wir aber einmahl was gutes angefangen" – schrieb Johann Neuber am 21. Juli 1731 seinem Berater –, „so will ich nicht davon lassen so lang ich noch 1 gr. daran zu wenden habe. Denn gut muß doch gut bleiben."

Zuletzt gingen die Wege des Universitätslehrers und der heißblütigen Theaterleiterin doch auseinander. Daß in dem von der Neuberin verfaßten Stück „Der allerkostbarste Schatz" am 18. September 1741 eine Verhöhnung von der Bühne her erfolgte, war kein schöner Abschluß. Und schließlich – wozu der Streit? Wie Gottscheds Stern war auch der von Neubers Unternehmung im Sinken. Mit französischen Lustspielen, Schäferspielen von Gellert, Holbergschen Komödien suchten sie sich über Wasser zu halten. Daß sie im Januar 1748, zur Zeit ihrer größten Bedrängnis, noch einen zukunftsreichen Dichter uraufführten, indem sie Lessings „Jungen Gelehrten" herausbrachten, wirft einen letzten Lichtschein auf ihre Leipziger Tätigkeit.

Inzwischen war dem Schauspiel in der Oper eine anspruchsvollere Nebenbuhlerin erstanden. Die Residenzen hatten sie eingeführt, und der Zusammenstrom zahlungsfähiger wie illustrer Personen während der Leipziger Messe schien vollen Ersatz für die fehlende Hofhaltung zu bieten. In der Kaufmannstadt Hamburg hatte man es schon 1678 mit einer Oper versucht. So erhielt denn Nikolaus Adam Strungk, der Kapellmeister Johann Georgs III. gewesen war, 1692 Operngenehmigung für Leipzig. Im sogenannten unteren Zimmerhof – an einer Stelle, die dem späteren Westflügel der ADCA am Brühl ziemlich genau entspricht – baute Strungk sein Spielhaus. Es scheint in seinen Ausmaßen dem Dresdner ähnlich gewesen zu sein, das Wolf Kaspar Klengel 1664 bis 1667 auf dem Taschenberg errichtet hatte, und, obwohl es nur aus Holz bestand, verursachte es rund 10000 Taler Kosten. Nach außen zeigte es eine etwa 15 Meter breite Schmuckfassade; der dahinterliegende, langgestreckte Raum öffnete sich auf eine 12 Meter breite Bühne, hinter der für Vorüberbewegung von Schiffen und Wagen noch ein Graben ausgehoben war. Als Theatermaler beschäftigte man zeitweilig Gottfried Haarhaus, aber Entwürfe von ihm, wie sie von seinem Dresdner Zeitgenossen Harms, dem bedeutendsten deutschen Bühnenbildner des Barock, vorliegen, haben sich leider nicht erhalten. Werbeschilder auf den Straßen wiesen auf die Eröffnung hin, die am 8. Mai 1693 erfolgte.

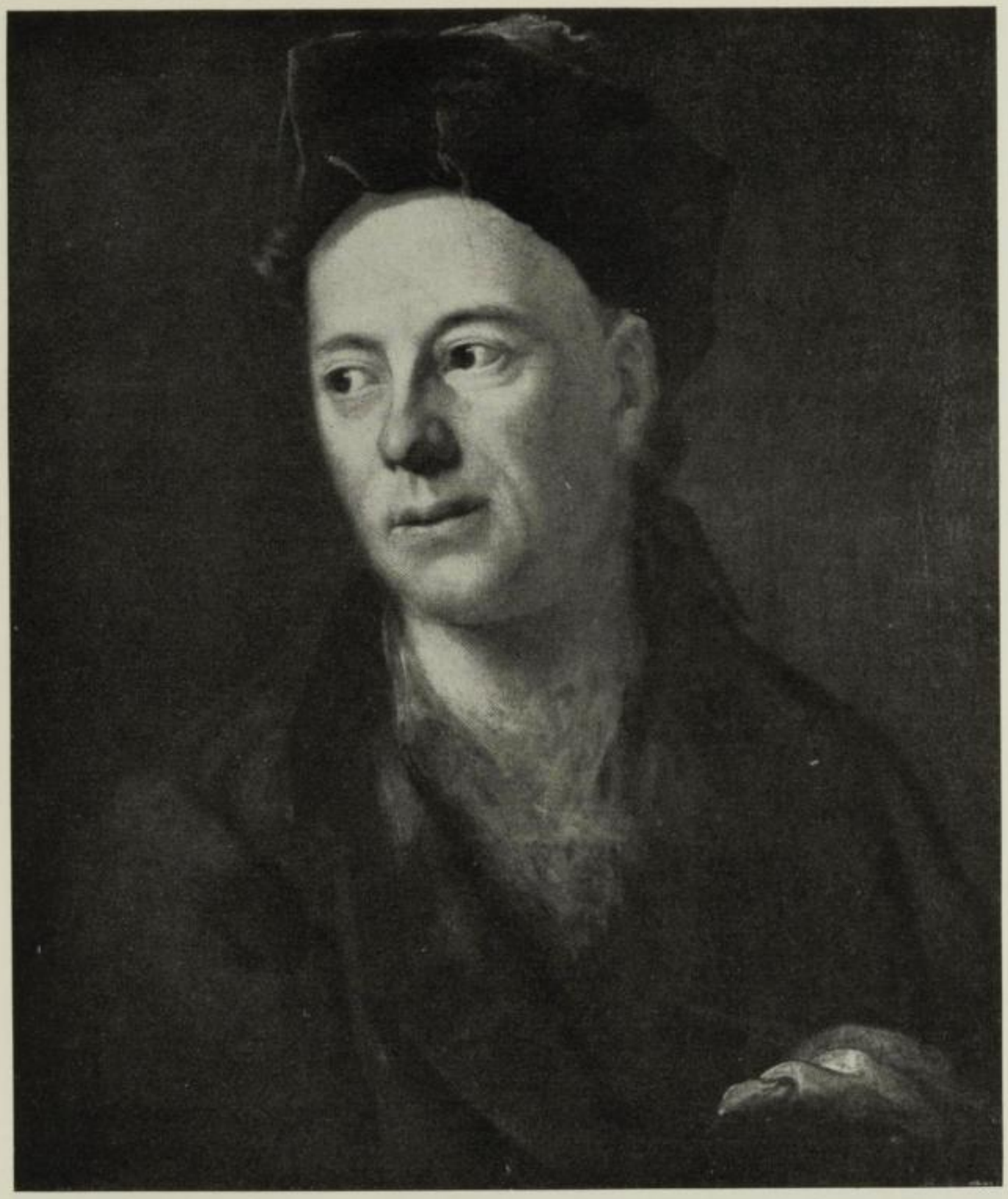
SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ



17 *Eingang zu Apels Garten (Stich von C. Benjamin Schwarz 1784/85)*

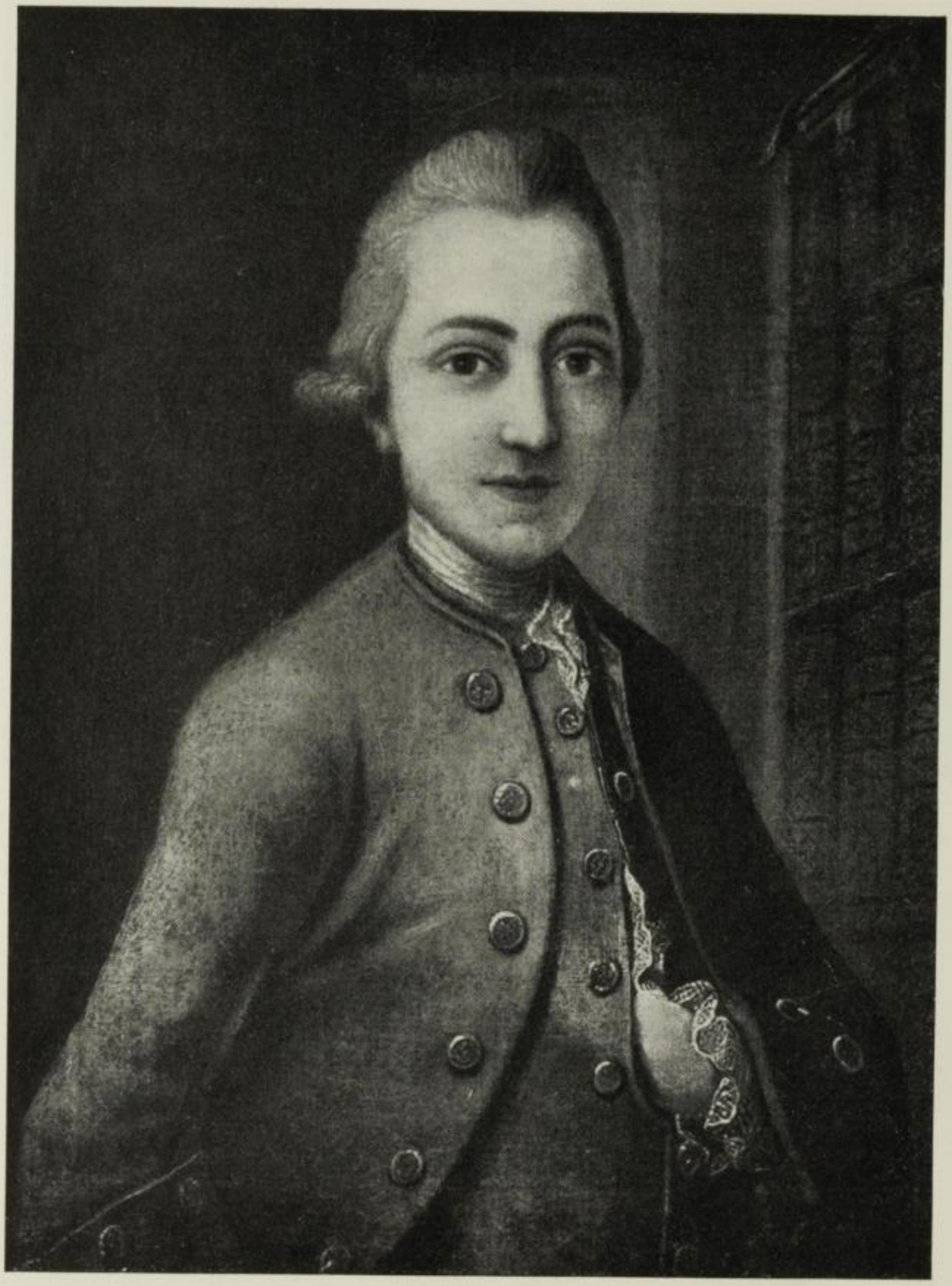
18 *Das Komödienhaus auf der Ranstädter Bastei*
(Stich von C. Benjamin Schwarz 1784/85)

19 A. F. Oeser, Theatervorhang. Dargestellt in einer Kopie von 1819 durch den Oeserschüler Gottlieb Wiegand. Der Vorhang war von 1766—1817 in Gebrauch

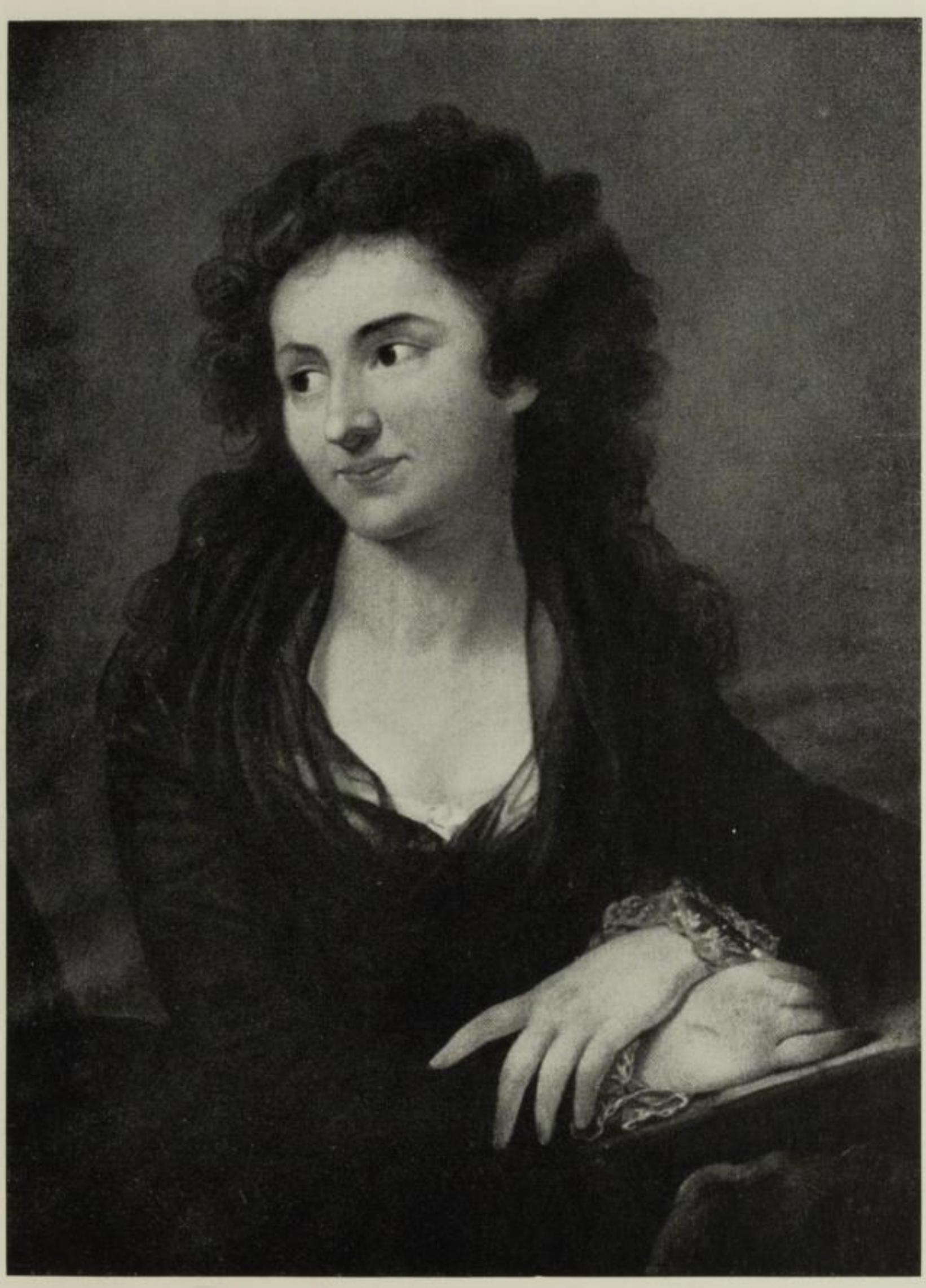


20 Adam Friedrich Oeser (1717—1799, wirkte von 1764 bis zu seinem Tode als Direktor der Akademie), gemalt von Anton Graff

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

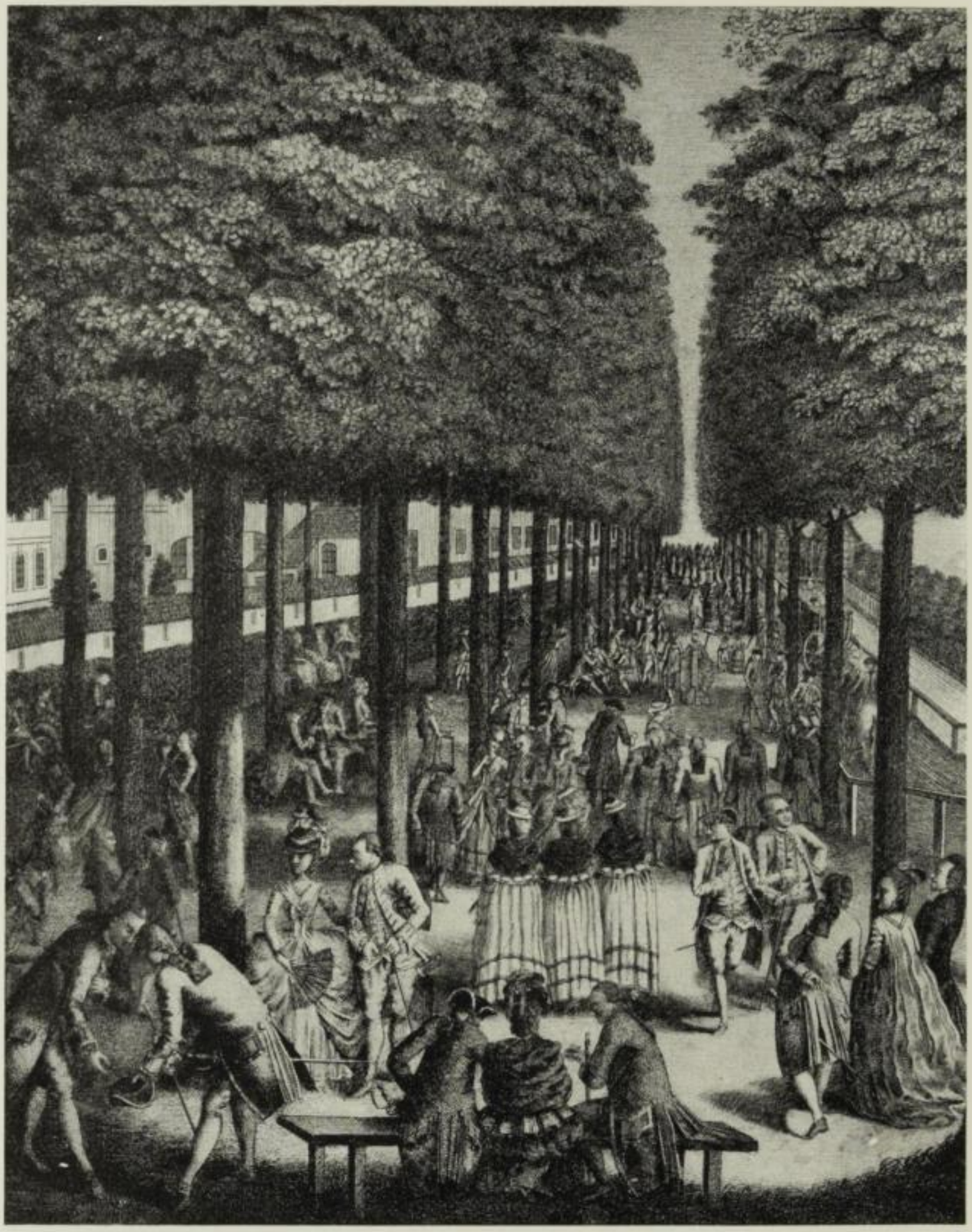


21 Der junge Goethe, gemalt von Joh. Adam Kern
1765 in Frankfurt a. Main



22 *Selbstbildnis in Pastell der Malerin Dora Stock (1760—1832).*
(Neuerwerbung des Stadtgeschichtlichen Museums 1956)

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ



23 Die Promenade, Lindenallee zwischen Barfüßer- und Thomaspförtchen.
(Stich von J. A. Rosmaesler, 1777)

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

24 *Auerbachs Hof während der Messe, 1778.*
(Stich von J. A. Rosmaesler)

25 Richters Kaffeehaus, 1794. Das berühmte Leipziger Kaffeehaus lag im 2. Stock des Romanushauses am Brühl

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Bis zum Schluß des Unternehmens, das seinen Gründer um fast zwei Jahrzehnte überlebte, sind 104 Opern dargestellt worden. In einem einzigen Fall erhielt sich eine Partitur, im übrigen kennen wir nur Texte. Das ist um so bedauerlicher, als damit auch über zwanzig Werke von Georg Philipp Telemann verloren sind, der seinen aufstrebenden Künstlerruhm mit Leipzig und der Leipziger Oper verband.

Das „wilde Opernwesen" fand keineswegs allgemeinen Beifall. Der Thomaskantor Kuhnau, der mit Mißfallen die Anziehungskraft des Theaters auf seine Schüler bemerkte, forderte, daß lieber „eine devote Kirchenmusik eingeführet werde". Gottsched machte sich in seinem „Biedermann" über die Oper her und wollte an ihr nicht viel gelten lassen. Die folgende lange Opernpause bewies, daß sie keineswegs allein standen. Erst für die Ostermesse 1744 wurde, um der Vorliebe des Landesherrn für die italienische Oper zu genügen, in dem schönen barocken Reithaus, neben dem Rannischen Tor, „ein Theatrum erbauet", in dem Pietro Mingotti mit seiner Gesellschaft wiederholt gespielt hat und nach ihm, bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, Giovanni Battista Locatelli. Mit Mingotti könnte Gluck in Leipzig gewesen sein, der zeitweilig dessen Gesellschaft als Dirigent begleitet hat. Übrigens war Leipzig lange Zeit kein Boden für seine Kunst, zumal ihr später in Hiller noch ein grundsätzlicher Gegner erwuchs.

Nicht von der Oper, sondern vom Schauspiel gingen die Anfänge einer festeren Tradition aus. Heinrich Gottfried Koch war Träger des Fortschritts. Er zählt nicht zu den Bahnbrechern, als Darsteller war er Nachfahr der Leipziger Schule, aus der er stammte, und man sagte ihm nach, daß er seine Hand nicht in die Weste stecken könne, ohne zuvor in der Luft einen Halbkreis beschrieben zu haben. Aber als gewiegter Praktiker zog er Lehren aus der Vergangenheit. Mehr als zwei Jahrzehnte war die Neubersche Truppe in Leipzig aufgetreten; seit 1741 durfte sie sogar gelegentlich zwischen den Messezeiten spielen. Rechnete man jedoch die etwa fünfzig Aufenthalte zusammen, die sie in Leipzig genommen hatte, so ergaben sich nicht viel über siebenhundert Spieltage im ganzen. Das bedeutete, daß sie viele einträgliche Stützpunkte brauchte, oder mit anderen Worten, daß sie zum Wanderkomödiantentum verurteilt war. Man darf sich also weniger über den raschen Verfall der Direktion in ihren letzten Jahren wundern, als darüber, daß sie unter diesen Verhältnissen so tiefe Nachwirkung hinterließ.

Koch begriff, daß nur ein stets verfügbares Theatergebäude geschäftlichen Erfolg wie Ensemblebildung gewährleisten konnte. Kaum mit dem Privileg ausgestattet, richtete er 1751 an den Kurfürsten das Gesuch, ihm die Rannische Bastei, Leipzigs alte und nun wertlose Nordwestbefestigung, als Baugrund zu überlassen. Auf großen Umwegen gelangte er zum Ziel. Die nachgesuchte Genehmigung erhielt nach dem Siebenjährigen Kriege der Ingenieuroffizier Georg Rudolph Fäsch, der auf Kosten des Leipziger Kunstfreundes und Rauchwarenhändlers Gottlieb Benedict Zehmisch das „Komoedienhaus" errichtete, während die gleichzeitig beabsichtigte Anfügung eines Konzertsaales unterblieb. Das neue Haus, das 1186 Plätze faßte, wurde am 10. Oktober 1766 mit Johann Elias Schlegels „Herrmann", einem Alexandrinerdrama patriotischen Inhalts, eröffnet. Die Verwendung des historischen Kostüms sicherte dieser Aufführung noch besondere Beachtung, aber Goethe fand, daß sie „ungeachtet aller Tierhäute und andrer animalischer Attribute" ziemlich trocken verlaufen sei.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

In Kochs Zeit wendet sich die Vorliebe des Publikums dem neuen bürgerlichen Schauspiel zu. Lessing erlebte seine Bühnenerfolge, erst mit „Miß Sarah Sampson", dann mit „Minna von Barnhelm", die am 18. November 1767, sehr bald nach der Hamburger Uraufführung, in Leipzig herausgebracht wurde. Von der Trägerin der Titelrolle, Karoline Schulze, war Goethe begeistert; Lessing, der im Mai des folgenden Jahres eine veränderte Besetzung sah, gab Brückners Tellheim sogar vor Ekhofs Hamburger Verkörperung den Vorzug, was sehr viel bedeutete. Von Ekhofs früheren Leistungen hatten übrigens die Leipziger Theaterbesucher während einer kurzen Spielzeit Schönemanns einen Begriff bekommen.

Eigenes Verdienst verkettete sich mit dem Glück in weit höherem Maße bei der Pflege des Singspiels. Das Singspiel in seiner volkstümlichen Einfachheit ist das Gegenstück zum bürgerlichen Drama auf musikalischem Gebiet. Es ist auf Leipziger Boden erwachsen: der Textdichter Christian Felix Weiße verband sich mit Adam Friedrich Hiller, einem Schüler Hasses. Wenn Weiße in aller Nüchternheit später berichtete: „Der redliche Koch brauchte ein Rettungsmittel", so streift er damit doch nur einen äußeren, sicherlich unbestreitbaren Anlaß. In der Zusammenarbeit der beiden entstanden in rascher Folge einschmeichelnde Werke: „Lottchen am Hofe" (April 1767 in Leipzig uraufgeführt), „Die Liebe auf dem Lande" (Mai 1768) und „Die Jagd", die am 29. Januar 1770 in Weimar und darauf am 17. April in Leipzig Rampenlicht sah.

Berücksichtigt man, daß aus Weißes unerschöpflicher Feder noch Trauerspiele wie Lustspiele, dazu zwei Bearbeitungen Shakespearescher Dramen (von Richard III. und von Romeo und Julia), flossen und daß der einheimische Übersetzer Saal mit Verdeutschungen Goldonischer Lustspiele zur Verfügung stand, so hätte man wohl annehmen müssen, daß mit soviel beachtenswerten Neuigkeiten ein reger und einträglicher Theaterbetrieb zu bestreiten wäre, allein in einer Stadt von rund 28000 Einwohnern waren selbst erfolgreichen Stücken nicht allzu häufige Wiederholungen beschieden.

Durch Erweiterung der Spielzeiten wäre manches auszugleichen gewesen, statt dessen erfolgte im Herbst 1768, auf Betreiben der Universität, die für den Fleiß ihrer Studenten fürchtete, noch einmal das Verbot aller Aufführungen außerhalb der Messewochen. Es wurde zwar bald wieder gemildert, aber Koch hatte die Lust zum Bleiben verloren. Er knüpfte zuerst mit Weimar an und ging, nachdem er das preußische Privileg erhalten hatte, im Januar 1773 nach Berlin. Der erste Schritt, zu einer ständigen Bühne zu kommen, war somit mißlungen.

Kochs unbehindertste und erfolgreichste Spieljahre fielen zusammen mit Goethes Leipziger Aufenthalt. Die Theatererfahrungen dieser Zeit wecken in dem jungen Studenten ähnlichen Schaffensdrang, wie ihn Wilhelm im Urmeister erlebt. Die wenigsten Phantasieträume sind gereift. Fertig geworden ist das Schäferspiel „Die Laune des Verliebten" von 1767 auf 1768; seine Sittenkomödie „Die Mitschuldigen" hat er erst in Frankfurt vollendet; aber zu diesem sichtbaren Ertrag kommt das Nachwirken seiner Erfahrungen in späterer Zeit, das schwer abzumessen ist.

Kochs Nachfolger, Carl Theophilus Döbbelin und Abel Seyler, vertauschten Leipzig sehr bald mit einem andern Wirkungsort: Döbbelin 1774 mit Berlin, Seyler 1777 mit Mannheim. Die Leitung ging für zwölf Jahre an den bisherigen Direktor der Opera

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Buffa in Dresden, Pasquale Bondini, über. Bassist seiner Ausbildung nach, begnügte er sich mit allgemeinen Anordnungen aus der Ferne und ließ im übrigen die Fachkräfte schalten. In dem Helden- und Charakterspieler Johann Friedrich Reineke, einem Schüler des großen Schröder, besaß er einen zwar ehrgeizigen, aber auch tüchtigen Schauspielregisseur, der nun im Sinne seines Meisters bis zu seinem frühen Tode, am 2. November 1787, in Leipzig tätig war. Nach dessen Muster bahnte er auch Beziehungen zu unseren großen Dichtern an. Der stärkste Bühnenerfolg des jungen Goethe ist nicht „Götz", sondern „Clavigo" gewesen. Reineke hatte 1774 in Hamburg die Titelrolle gespielt, am 17. Oktober 1778 brachte er das Stück in Leipzig heraus und übernahm diesmal den Beaumarchais. Schillers „Räuber" kamen am 20. September 1782, im Jahr der Mannheimer Uraufführung, in Leipzig heraus, und der Besuch des Dichters drei Jahre später veranlaßte Vorstellungen von „Kabale und Liebe" und „Fiesco". Reineke hat Schiller auch um die Prosafassung des „Don Carlos" gebeten, die am 14. September 1787 erstmalig gegeben wurde. Freilich büßt dies Ereignis ganz wesentlich von seinem Glanz dadurch ein, daß mehrere der „Protagonisten" unverantwortliche Kulissenreißereien verübten.

Nachdem Döbbelin bereits „Othello" aufgeführt hatte, wurde das Jahr 1779 zum Jahr der Shakespearevorstellungen: „Macbeth", „Lear", „Hamlet", der „Kaufmann von Venedig" wurden dargeboten. Schröders Hamburger Shakespearezyklus war beispielgebend vorangegangen.

Neben die beliebten Singspiele traten Bendas Melodramen. Aus Prag zog man seit Sommer 1782 italienische Operisten unter dem Tenor Domenico Guardasoni heran, durch die das Leipziger Publikum 1788 Mozarts „Don Giovanni" und „Nozze di Figaro" kennenlernte.

Als Bondini 1789 starb, wurde sein Privileg auf den bisherigen Kassierer Franz Seconda übertragen. Der Aufklärer Seume ebenso wie der Romantiker E. T. A. Hoffmann haben diesen nüchternen Geschäftsmann abgelehnt, und Goethe wurde der aus der Hamburger Schule stammende Leipziger „Naturalism" immer mehr zuwider. Trotzdem ist es dieser Mann ohne künstlerischen Sinn gewesen, der den Leipzigern Schillers reife Werke vermittelt hat: im August 1800 den „Wallenstein", am 16. Juni 1801 „Maria Stuart", in Schillers Todesjahr 1805 am 18. August „Wilhelm Tell" und am 15. September die „Braut von Messina". Das stolzeste Ereignis aber der ganzen Zeit, mit dem zugleich der Leipziger Schillerkult beginnt, war die Uraufführung der „Jungfrau von Orleans" am 11. September 1801. Heinrich Anschütz, dem späteren großen Schauspieler an der Burg, der sich unter den Zuschauern befand, ist eine Leistung wie Ochsenheimers Talbot unvergeßlich geblieben. „Ich habe nie wieder einen Talbot gesehen, der nur annähernd imstande gewesen wäre, an dieses Meisterstück der Darstellungskunst zu erinnern", ist in seinen rückblickenden Aufzeichnungen zu lesen.

Zum Glück war die Spannung beseitigt, die einst zwischen Oper und Schauspiel bestanden hatte, so daß sich das Theaterpublikum auch an Mozartopern erfreuen kann. Es erlebt am 25. Januar 1793 die „Zauberflöte" in deutscher, das Jahr darauf in italienischer Fassung und steht am 3. Januar 1796 im Banne des „Don Juan".

Die Beschränkung der Aufführung auf die Messezeit gehörte nunmehr längst der Vergangenheit an, und eine Art von Jahresspielplan hatte sich herausgebildet, der folgender-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

maßen aussah: der Deutschen privilegierten Gesellschaft Franz Secondas, die ihren Hauptsitz in Dresden hatte, kam die Spielzeit der Frühjahrs- und Herbstmesse zu; für deutsche Opern und Singspiele mietete Joseph Seconda dem Bruder das Theater im Winter ab, und Guardasoni schloß die Lücke des Sommers mit italienischer Oper. Wenn alles glatt ineinandergriff, konnte es wohl scheinen, als sei der Zustand einer ständigen Bühne erreicht, aber die Unsicherheit der Verhältnisse blieb unverkennbar. Allmählich begann man sie sogar als unwürdig zu empfinden. „Wir haben kaum unsere eigenen Lampenputzer", schrieb Seume 1804 im „Freimütigen", und doch hätte Leipzig Anspruch auf ein Nationaltheater, wie es nach dem verfrühten Hamburger Versuch von 1767 Wien, Mannheim und Berlin erhalten hatten.

Nicht die Privilegien und ebensowenig das neue Haus gaben dem Theater einen Rückhalt, wie ihn die Musik an der Kirche gefunden hatte, und die seit alters bestehende Verbindung mit der Messe führte eher zu falscher Einreihung. Die Stetigkeit äußerlich doch nur bescheidener Verhältnisse legte den Grund zu dem stolzen Aufstieg der Musikpflege an der Thomana. Das Amt des Thomaskantors war ein vielumworbenes Amt geworden, und bedeutende Musiker haben, gelegentlich sogar vergeblich, sich darum bemüht.

Sebastian Knüpfer und Johann Schelle, die von 1657 bis 1701 den wichtigen Posten innehatten, schufen im monumentalen Stil des 17. Jahrhunderts; der vielseitige, geistreiche Johann Kuhnau, der die Klavierkomposition bevorzugte, lenkte in neue Bahnen ein. Sein Nachfolger wurde Johann Sebastian Bach, der Thomaskantor nach dem Urteil der Späterlebenden.

Nachdem es nicht gelungen war, Telemann seiner großen Hamburger Wirksamkeit wieder abspenstig zu machen oder den Darmstädter Hofkapellmeister Graupner, einen alten Thomaner, zurückzuholen, war am 22. April 1723 einstimmig die Wahl Bachs erfolgt, den man nach den Worten des Bürgermeisters Lange „vor den capablesten darzu erachtete". Am 1. Juni, dem Dienstag nach Trinitatis, schloß sich die feierliche Einweisung an.

Bach ist in Leipzig geblieben. Nicht immer fiel ihm der Entschluß leicht. Oft genug wurde ihm das Widerspruchsvolle schmerzhaft fühlbar, das in der Doppelaufgabe lag, im Verband einer Schule zu stehen und künstlerische Leistungen zu vollbringen, besonders dann, wenn er auf Widerstände stieß, denen er weder nachgeben konnte noch wollte. Sowenig er auch nach dem gefahrvollen Dasein eines großen Herren strebte, wie es sein mitteldeutscher Landsmann Händel führte, — er besaß doch das ausgesprochene Künstlerbewußtsein, das in den Dichtern, Musikern und zuletzt auch den Theaterleuten des 18. Jahrhunderts erwachte. Es sei ihm nicht leicht gefallen, schrieb er 1730 seinem Jugendfreund Erdmann, „aus einem Kapellmeister ein Kantor zu werden", und Bürgermeister Dr. Stieglitz brachte es sogar nach dem Tode des großen Mannes fertig, mit strafendem Seitenblick auf dessen abgeschlossene Tätigkeit zu äußern: „Die Schule braucht einen Kantoren und keinen Kapellmeister, ohnerachtet er auch die Musik verstehen muß."

Den mannigfachen Anforderungen, die an den Thomaskantor gestellt wurden, wäre freilich ein bloßer Pflichtenerfüller kaum gewachsen gewesen. Zwar hatte man neuerdings als Milderung der unterrichtlichen Obliegenheiten zugestanden, daß die wissen-

schaftlichen Lehrstunden einem Vertreter übertragen werden durften, und nur noch „so viel möglich" brauchte der Kantor bei den Begräbnissen mitzugehen. Auch die Singegruppen der Kurrende bedurften seiner ständigen Aufsicht nicht. Aber Trauer- und Festmusiken machten ihm hinreichend zu schaffen, und die sonntägliche Kirchenmusik von St. Thomas und St. Nikolai stand im Mittelpunkt seiner Tätigkeit. Überdies fiel die fachliche Beratung der Stadt an Orten, wo eine fürstliche Kapelle nicht bestand, dem Kantor der Hauptkirche zu, und so war Bach zugleich der Director Musices, worauf er übrigens Wert legte.

Das Große, das er geleistet hat, entsprang keiner Vorschrift, sondern der Unerschöpflichkeit seiner Begabung. Es war Geschenk. Gipfelwerke sind jetzt entstanden. Seinem ersten Leipziger Jahrzehnt gehören die Markus- und die Matthäuspassion an, dem zweiten die Hohe Messe, dem letzten Orgelwerke wie das „Musikalische Opfer", die „Kunst der Fuge" und die Präludien. Etwa 250 Kantaten hat er in Leipzig für den sonntäglichen Gottesdienst geschrieben. Auf Kammermusik, deren Pflege er vorher am Köthener Hof sich hatte angelegen sein lassen, leistete er jetzt zugunsten kirchlicher Aufgaben Verzicht.

Von Anfang an trat die menschliche Gestalt Johann Sebastian Bachs hinter sein Werk zurück, dessen Auswirkung von Jahrzehnt zu Jahrzehnt noch immer wächst. Auch die Stätte seines Wirkens, die Kantorenwohnung nahe der Thomaskirche, die einst von Klang und Kinderlärm erfüllt war, ist nicht mehr erhalten, und so ist die wichtigste Spur seines äußeren Daseins verwischt, so daß nicht die Erinnerungen an ihn, sondern seine unmittelbaren Schöpfungen jetzt und in Zukunft von seinem Wesen zeugen.

Noch lebenskräftig blieben die Gepflogenheiten des älteren Musizierens. Ein Virtuos der Blasmusik war der Senior der Stadtpfeifer zu Bachs Zeit, Gottfried Reiche, der in den „Quatricinia" eigene Turmsonaten veröffentlicht hat. Welche Lieder in den Bürgerhäusern und im geselligen Kreise erklangen, lehrt die „Singende Muse an der Pleiße", eine Sammlung von Melodien, denen der Schlesier Johann Siegismund Scholze (Sperontes) kecke, modische Texte unterlegte. Textdichter wie Henrici-Picander, der auch für Bach tätig war, spielen eine nicht geringe Rolle.

Der Aufklärung glückte es, die Form des weltlichen Konzertwesens zu finden. Die bürgerliche Gesellschaft wurde inne, daß im gemeinsamen Vorgehen Mittel zur Lösung von Kulturaufgaben liegen könnten. Studentische Musizierfreudigkeit hatte die erste Anregung gegeben. Am geistlichen Konzert des 17. Jahrhunderts waren die Studenten beteiligt, im Orchester der Oper wie des Singspiels waren sie zu finden gewesen, und dem fortreißenden Telemann gelang 1702 die Zusammenfassung der besten Kräfte in einem Collegium musicum. Nur Begeisterung, nicht wirtschaftliche Vorteile hielten die vierzig bis fünfzig Mitwirkenden zusammen. „Raten Sie ja keinem musikalischen Geiste, sein Brot hier zu suchen", schrieb Marianne von Ziegler, die enge Fühlung mit der Musikwelt hatte, „Die Belohnung, so sie von ihrer Mühe haben, ist insgemein schlecht." Die Konzerte fanden zu abendlicher Stunde in Kaffeehäusern statt, bald auch in Gärten, wo „Orpheus' Anverwandte" zur Nachmittagszeit „ein schön und lieblich Ständchen" zu Gehör brachten. Von 1729 ab dirigierte Bach fast ein Jahrzehnt das Collegium, das damals und auch unter seinem Schüler Gerlach zeitweilig im Romanushaus, also in würdigster Barockumgebung, gespielt hat.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Es hat seine Schwierigkeit, eine dauernde Einrichtung auf Studenten zu gründen, die Zugvögel sind. Das „Große Konzert", das am 11. März 1743 in Erscheinung trat, machte sich von der Unsicherheit seiner Vorgänger frei. Es wurde von Förderern gestützt, deren jeder einen Jahresbeitrag von zwanzig Talern zeichnete. Infolge zunehmender Beteiligung wandelte sich der Charakter der gesellschaftlichen Einrichtung sehr schnell. Da private Räume nicht mehr ausreichten, siedelte man im September 1744 nach den Drei Schwanen, Brühl 7, über. Der junge Reichardt fand den Saal, der durch Einbau eines Orchesterpodiums und einer Galerie seinem Zwecke angepaßt war, von der „Größe einer mittelmäßigen Wohnstube"; der Zugang „durch eine gemeine Herberge" sei dermaßen abenteuerlich, daß man auf „ein heimliches Halsgericht" gefaßt sein müsse. Aber das ändert nichts daran, daß sich hier bedeutsame Kunstereignisse abspielten, namentlich seit Hiller 1763 die Leitung übernommen hatte. So hörte der junge Goethe in der Karwoche 1767 hier die beiden hochbegabten Sängerinnen Corona Schröter und Elisabeth Schmeling, denen er, „ein leicht erregbares Studentchen, wütend applaudierte", in Hasses Oratorium Santa Elena al Calvario. Eine entscheidende Neuerung war es, daß bekannten Solisten Gelegenheit zum Auftreten geboten wurde, und schon 1746 wird mit Stolz vermerkt, daß „die größten Maitres" davon Gebrauch machten, wenn sie nach Leipzig kämen.

Das große Konzert bestand bis 1778. Hillers Musikübende Gesellschaft, die ins Leben gerufen wurde, um die Lücke zu schließen, konnte nicht als voller Ersatz gelten, da sie mehr Studienabsichten diente. Man mußte noch einmal von vorn anfangen. Hiller fand auch dafür die Lösung. In der Notzeit nach dem Siebenjährigen Kriege war er darauf verfallen, dem Stiftungswillen einzelner die breitere Grundlage des Abonnements vorzuziehen. Der Gedanke beweist jetzt seine Werbekraft: 220 Leipziger Familien sind bereit, ein Anrecht für 24 Konzerte zu übernehmen. Die zeitgemäße Erledigung der Raumfrage blieb nicht aus. Im Auftrage des kulturliebenden Bürgermeisters Müller baute der klassizistische Architekt Johann Friedrich Dauthe über den Tuchböden einen Musiksaal ein, in dem am 25. November 1781 (ausnahmsweise war es nicht der traditionelle Donnerstag, sondern ein Sonntag) die Eröffnung der Gewandhauskonzerte stattfand. Der Name Gewandhauskonzerte, der Weltruf erlangen sollte, erklärt sich aus der vormusikalischen Geschichte des an der Universitätsstraße gelegenen Gebäudes, das einst dem Tuchhandel Unterkunft gewährte.

Während der ersten Zeit wirkten noch Dilettanten im Orchester mit. Aber der Übergang zum reinen Berufsmusikertum vollzog sich rasch. Der Anstoß dazu ging von den im Theaterdienst stehenden Orchestermitgliedern aus, die sich 1786 zu einer festen Gemeinschaft verbanden. Sie brauchten Schutz gegen die Gefahr, die ihnen durch häufigen Direktionswechsel und namentlich durch die Unbeständigkeit der Opernverhältnisse drohte. Die Abmachungen, die sie trafen, waren fortschrittlich und weitreichend. Nicht nur an die Regelung der laufenden Bezüge, auch an die Einführung von Ruhestandsgeldern war gedacht. Ein Pensionsfonds wurde errichtet, an den regelmäßige Beiträge zu zahlen waren. Durch reiche Zuwendungen haben ihn kunstfreundliche Bürger gemehrt. Der Standesentwicklung ist diese „Magna Charta" von 1786 überaus förderlich gewesen.

Bei einer Stärke von 27 Köpfen konnte das Gewandhausorchester sich mit einer durch-

schnittlichen Hofkapelle messen. Es war den Ansprüchen gewachsen, die klassische Instrumentalmusik stellte. Die Werke Haydns, Mozarts und – seit der Jahrhundertwende – auch Beethovens bürgerten sich ein. Zu den ungewöhnlichen Tagen rechnet ein „Konzert des Herrn Kapellmeisters Mozart" am 12. Mai 1789, in dem der Komponist, „ein kleines totenbleiches Männchen", seine Symphonien D-Dur und C-Dur (Jupitersymphonie) dirigiert hat, bei leider schwachbesetztem Hause.
Im Gewandhaussaal war am Hauptgesims über der Orgel der Spruch des Philosophen Seneca zu lesen: Res severa verum gaudium (Wahre Freude liegt in ernsthaftem Streben beschlossen). Er hat einer bedeutsamen Entwicklung von nunmehr 170 Jahren die Richtung gewiesen.

Bildende Kunst

Kaum eine andere Kulturbetätigung hatte durch die lange Kriegszeit so gelitten wie die bildende Kunst, und besonders schwer waren die Maler betroffen worden. Erst 1653, als Samuel Pelz, nach längerem Verweilen in Wien, in die Heimat zurückkehrte und das Jahr darauf Christoph Spetner Bürgerrechte erwarb, bildete sich wieder eine ansässige Gruppe. Zusammen mit Pelz' Schwiegervater Caspar Albrecht betrieben die Jüngeren die Wiederherstellung der Malerinnung und die Erneuerung ihrer Privilegien. Freilich, der frohgemute Handwerksgeist von früher kehrte nicht wieder; der Kampf um den Futterplatz stand im Vordergrund.
Denn Aufträge waren selten. An der Inneneinrichtung der Kirchen gab es wohl von Zeit zu Zeit zu bessern, etwa Emporenschmuck anzubringen oder gar einen Orgelprospekt zu malen. Daß die Stadt Aufgaben stellte, wie 1671 bei Ausgestaltung der Oberhofgerichtsstube und darauf der Börse, war eine ganz große Ausnahme. Die Erfüllung privater Luxuswünsche erleichterte die Messe, und sie zog überdies „Störer" herbei, die, ob Könner oder Pfuscher, den einheimischen Meistern in höchstem Maße unbequem waren, zumal sie Bildnisaufträge wegschnappten, aus denen noch die sicherste Einnahme zu erhoffen war. Denn Porträtieren – behaupteten sie – sei als freie Kunstübung keinerlei Beschränkungen unterworfen und, indem sie nach kurzer Pause immer von neuem um Aufenthaltsgenehmigung einkamen, erreichten sie es, daß sie oft jahrelang in Leipzig arbeiteten. Auf seine Bestallung als „Churf. Sächs. Cammerdiener vndt Kunstmahler" pochte der Torgauer Lorenz Hartung, und die erste Frau in der Leipziger Kunstgeschichte, die Pegauerin Margarethe Rastrum, geborene Wendelmuth, hat mit Geschick und Nachdruck ihre Rechte gegen den Einspruch der Innung verteidigt.
Soweit wir heute noch urteilen können, gelangen in diesem scharfen Wettbewerb auf beiden Seiten die Bildnisse am besten. Wenn sie sich voneinander nicht sehr abheben, so liegt das daran, daß sie bestimmt waren, als Standesporträts in Reih und Glied zu hängen, und daß für den Bildausschnitt oder gar eine Gruppierung keine Wahl gelassen war. Die Darstellungen biblischer Stoffe sind fast durchweg zugrunde gegangen; so sind die vierzehn Historien, die Spetner 1664 bis 1666 für die Nikolaikirche gemalt hat, einer Umgestaltung zum Opfer gefallen. Spetner war wohl auch der meistbeschäftigte unter den Ortsansässigen, und zwei tüchtige Stadtrichterbilder bezeugen seine

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Begabung. Aus der Zahl der ernstzunehmenden Berufsgenossen sind Erasmus Lüderitz, der Schöpfer mehrerer Kramerporträts, und Christian Mätzschke hervorzuheben.
Als jedoch die Ansprüche infolge des wirtschaftlichen Aufschwungs wuchsen, war dem Zustrom auswärtiger Künstler noch weniger Einhalt zu gebieten. Geschickte Ankömmlinge lösten sich ab. Vom Bürgermeister Romanus zur Decken- und Bildnismalerei herangezogen, wurde 1703 David Hoyer Leipziger Bürger. Binnen Jahresfrist stürzte sein Gönner, und Hoyer, der uns aus Kupetzkys Bild so musik- und lebensfroh entgegenschaut, ist 1720, erst fünfzigjährig, von seiner Schwester, einer unheimlichen Gestalt, aus Habgier vergiftet worden.
Zwei Porträtisten traten an seinen Platz: der aus Stockholm und der Sphäre höfischer Kunst stammende Anton Paulsen, der feinfühligste wohl in dieser Reihe, der 1721 bis 1724 und abermals nach 1730 in Leipzig tätig war, und der Routinier Elias Gottlob Haussmann, der (nach kürzerem Auftakt) seit 1725 ununterbrochen in Leipzig wirkte, ohne freilich sein Können zu steigern. Von Haussmann stammen das berühmte Bachbild und das Porträt des Stadtpfeifers Reiche im Stadtgeschichtlichen Museum. Ein Zeugnis des Barockmeisters Manyoki hatte ihn empfohlen. Nach anfänglichen Streitigkeiten machte er seinen Frieden mit der Innung, über deren Kreis er sich, trotz seines bekannten Namens, nicht aufreizend erhob.
Den Bildhauern, die auch gastweise seltener als die Maler auftraten, fehlte der Zusammenschluß. Der aus Kassel stammende Johann Caspar Sandmann fand in Leipzig Beschäftigung bis zu seinem Tode am 4. April 1696. Figürliches ist ihm nicht recht geglückt, aber im Fürstenstuhl der Thomaskirche hinterließ er ein wuchtiges und in sich geschlossenes Werk.
Die Zentren, von denen die Leipziger Entwicklung in besonderem Maße beeinflußt wurde, waren Dresden und das benachbarte Merseburg, das bis 1738 als Hauptstadt eines kleinen Herzogtums mehr als später bedeutete.
Balthasar Permoser, ein Bayer von Geburt und seit 1689 Dresdener Hofbildhauer, schuf die Gartenskulpturen für Apels Garten, von denen der Jupiter und die Juno noch erhalten sind. Arbeiten von Paul Heermann, die andere Leipziger Parks verschönten, sind leider verloren. Zwei Marmorplastiken von ihm, Apoll und Merkur, sind im Stadtgeschichtlichen Museum. Von Giovanni Maria Fossati, der zur italienischen Kolonie der Residenz zählte, rührt das mächtige barocke Altarwerk her, das in den Jahren 1721/22 in der Thomaskirche aufgestellt und bei deren letzter durchgreifender Erneuerung an die Johanniskirche weitergegeben wurde.
An Permoser haben die tüchtigsten einheimischen Bildhauer gelernt: Caspar Friedrich Löbelt, der Sohn (1687 bis 1763), und sein Zeitgenosse Valentin Schwarzenberger. Löbelts holzgeschnitzte Apostel wirken in ihrer Pathetik wie Permoserfiguren in Kleinmaßstab; von Schwarzenbergers dekorativem Können legt die Paulinerkanzel vollgültiges Zeugnis ab.
Von Merseburg siedelte 1720 Johann George Krafft nach Leipzig über, ein Schüler Hoppenhaupts, der aus Pirnaer Sandstein einen Löwenbrunnen für den Thomaskirchhof fertigte. Auch Christian Trothes Tätigkeit hat sich von dort aus mit auf Leipzig erstreckt.
Wir nähern uns einem Höhepunkt, indem wir das architektonische Gebiet betreten.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Neben den großen musikalischen Schöpfungen der Zeit können am ehesten die erlesensten Bauwerke des Leipziger Barock bestehen.
Allerdings dürfen wir eine tiefgreifende Umgestaltung des Stadtkerns, wie sie dem Geist der Renaissance und nicht minder den Grundsätzen der Aufklärung entsprochen hätte, bei der Raumnot Leipzigs nicht erwarten. Ein neuzeitliches Liniensystem nach dem Herzen von Descartes und noch mehr von Christian Wolff war nur an den Festungswerken zu sehen gewesen. Aber gerade sie verloren ihre Bedeutung. Zum Glück bedurfte es keiner sprunghaften Baumaßnahmen. In der Zeit von 1650 bis 1815 ist die Einwohnerzahl Leipzigs nur um rund 10000 Köpfe gestiegen. Ein solcher Zuwachs war in der Stadt und den Vorstädten noch unterzubringen. Ende des 18. Jahrhunderts zählte man innerhalb der Mauern 765, außerhalb 567 Häuser, und die insgesamt 1332 Wohngebäude beherbergten rund 30000 Menschen.
Die Einsicht fehlte nicht, daß man den Gefahren, die aus der Zusammendrängung erwuchsen, durch Wohlfahrtseinrichtungen begegnen müsse. Man suchte die Belästigungen durch Rauch, Staub und üble Gerüche in der Innenstadt einzuschränken: durch Verlegung des Fisch- und Käsemarktes, des Pichhofs und der Kohlenmessen sowie eine planmäßige Beschleusung, die offene Gossen entbehrlich machte. Die Straßenreinigung wurde verbessert, Karren des Ratsmarstalls fuhren mittwochs und sonnabends den vor den Häusern zusammengefegten Kehricht ab. Doch die Straßenbeleuchtung durch Öllampen nach Amsterdamer Muster, die seit Ende 1701 bestand, wurde allerseits weit mehr als diese immerhin lebenswichtigen Dinge bestaunt.
Die Kriegsschäden verschwanden langsam aus dem Stadtbild. Erst 1729 wurde eine Lücke beim Frauenkolleg wieder geschlossen. An Stelle der zerstörten Vorstädte entstanden neue Wohnquartiere, nur trugen sie so sehr den Stempel der Dürftigkeit, daß man sie als Elendssiedlungen bezeichnet hat. Überhaupt war die Baulust der Stadt in diesem Zeitabschnitt verhältnismäßig gering, und ohne den ausdrücklichen Wunsch des Landesherrn wäre noch manches ungeschehen geblieben. Von sparsamer Verschönerungspolitik könnte man wohl sprechen, aber gleich das erste öffentliche Bauwerk, das entstand, war ein Treffer. Ein Zufallsgebilde, der Naschmarkt, wurde ein Platz, weil er durch Christian Richters Börse Abschluß und Blickpunkt erhielt. Nachdem sich das Auge an der feinen Gliederung des Äußeren gesättigt hatte, erlebte es eine neue Überraschung durch den Deckenschmuck des Saales, der in Simonettis gewaltiger Stuckrahmung mehr noch als in Am Endes allegorischen und mythologischen Darstellungen von der kühnen Phantasie und dem Können des Barock zeugte.
Bei der Ausführung städtischer Pläne war zu bedenken, daß die Festungswerke immer mehr zur Schauseite umgestaltet werden mußten. Damit wird ihr Gelände in die Architekturlösungen einbezogen. In den nächsten sechs Jahrzehnten erstanden am nordöstlichen Zwinger das Zucht- (Erziehungs-) und Waisenhaus St. Georg, an der Nordwestecke das Reithaus, am Südring das Peterstor und seit 1742 im Grimmaischen Viertel die Ratsbibliothek. Die Ostvorstadt erhielt 1749 durch George Werner ein eindrucksvolles Wahrzeichen im Turm der Johanniskirche. Gewiß hat man sich dem kurfürstlichen Willen gefügt, als man mit dem Reithaus und dem Peterstor Dresdner Künstler beauftragte: den Ingenieuroffizier Johann Christoph Naumann und Matthäus Daniel Pöppelmann, den Schöpfer des Zwingers, dessen einzigartige Schöpfung be-

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

klagenswerterweise durch Verständnislosigkeit verlorenging. Über Naumanns Entwurf nicht hinaus gediehen ist eine andere Lieblingsidee Augusts des Starken vom Residenzschloß im Rosental. Kostspielige Anregungen fanden wenig Entgegenkommen, und so ist glücklicherweise auch der Vorschlag des Röhrmeisters Johann Gottfried Huhn, das Renaissance-Rathaus in ein zweitürmiges symmetrisches Barockgebäude umzuwandeln, Papier geblieben.

Beinahe noch weniger Aufträge hatte die Kirche zu vergeben. Zwar bedurfte die allmählich wachsende Bevölkerung auch mehr Predigtkirchen, aber man entsann sich nun vernachlässigter Gotteshäuser, die als Schuppen verwendet worden waren, und setzte sie wieder instand. Man gewann die „Neukirche", die einst zum Franziskanerkloster gehört hatte, stattete sie mit barocker Inneneinrichtung und Vorhalle aus und führte ebenso die Paulinerkirche, die als Universitätsaula gedient hatte, wie die Peterskirche ihrer ursprünglichen Bestimmung zu.

So waren in diesem Zeitabschnitt Leipzigs vermögende Bürger die maßgebenden Bauherrn. Das Leipziger Kaufmannshaus blickte bereits auf eine lange Geschichte zurück. Als der französische Adlige Monconys 1663 das Eckholtsche Haus, Katharinenstraße 20, besichtigte, fiel ihm besonders der tiefe Hof mit numerierten Gewölben auf, außerdem das „Belvedere" auf dem Dache, das etwa den jetzigen Dachgärten entsprach. Nach der Straßenseite waren die Haupträume, im Hofgebäude das Nebengelaß untergebracht — eine naturgemäße Einteilung, die bestehen blieb, als neue Bahnen beschritten wurden. Denn nun wurde keineswegs die alte Verbindung von Wohn- und Handelszweck aufgegeben, man dachte nur in anderen Größenverhältnissen. Durch Zukauf anstoßender Grundstücke sicherte man sich den Ausgang nach zwei Parallelstraßen für eine Ladenreihe, die durch den ganzen Baublock geführt wurde. Damit war die für Leipzig bezeichnende Form des Durchgangshofes gefunden, wie sie der Messe am dienlichsten war, und sie hat den Raumschöpfern des Barock Gelegenheit zu vollendeten Lösungen gegeben.

Gediegenes handwerkliches Können übermittelte die Leipziger Maurerinnung. Ganze Lehrherrnfolgen lassen sich nach ihrem Meisterbuch aufstellen. Da findet man, daß der Erbauer der Börse, Christian Richter aus Pirna (gest. 1684), bei Christian Helmich in Leipzig (gest. 1667) lernte; daß er seinerseits wieder George Rotzsch (gest. 1700) unterwies, der ebenfalls aus Pirna, einer Hauptfundstelle des Elbsandsteins, stammte, und daß aus dessen Schule Christian Döring, der namhafteste unter ihnen, hervorging. Aber man darf aus solchen Innungszusammenhängen nicht zuviel ableiten wollen, denn die Blütezeit des Leipziger Barock führt Gregor Fuchs, ein Mitstrebender Pöppelmanns, herauf, der im Dezember 1700 von Dresden nach Leipzig berufen wurde. Es entsprach keineswegs den Wünschen seiner Berufsgenossen, daß ihm die Stelle des Ratsmaurermeisters zuteil wurde.

Ein phantasievoller, festlicher Stil hält nun seinen Einzug. Mit mächtigen Pilastern und reicher Ornamentik rauscht der Barock am Romanushaus auf, das Fuchs am Brühl für seinen abenteuerlichen Gönner errichtete. Auch für das barocke Durchgangshaus gab er in der klargestalteten und feinfühlig geschmückten Architektur von Äckerleins Hof das Vorbild. Als Fuchs 1715 starb, erstanden ihm begabte einheimische Nachfolger wie Christian Döring und George Werner, so daß man geradezu von einer Leipziger Schule

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

reden könnte. Die prächtige Häusergruppe Katharinenstraße 12–16 verdankt Döring ihren Ursprung. Zu den Hauptwerken des nahezu gleichaltrigen Werner zählen Hohmanns Hof in der Petersstraße und Kochs Hof am Markt, dessen abwechslungsreiche Form einer unregelmäßigen Grundfläche abgewonnen wurde. Von Werner gibt es Zweckbauten, wie die erweiterte Thomasschule und Breitkopfs Goldner Bär, deren Einfachheit sich bedenklich der Kahlheit nähert, aber die Vorliebe für das Dekorative behauptet sich in Leipzig mehr als anderwärts. Von der Anmut, die sie noch dem Rokoko verlieh, zeugt das Gohliser Schlößchen. Als Baumeister ist Friedrich Seltendorff vermutet worden, mit dem eine dritte Architektengeneration auf den Plan tritt.

Die Großbauten des Barock fügten sich in oft recht enge Straßenzüge ein, die später Mirabeau mit tiefgehöhlten Steinbrüchen verglichen hat. Um so begreiflicher ist es, daß nicht wenige ihrer begüterten Bewohner in einer wahren Gartenleidenschaft entflammten. Die größten unter diesen Gärten, die in unmittelbarer Stadtnähe „vor den Toren" lagen, waren mit Bildhauerwerken geschmückt. Seltene Pflanzen wurden in Gewächshäusern gezogen, und es gab Pavillons, in denen man wohnen und Gesellschaften veranstalten konnte. Große Kunst wurde auf ihre Anlage verwendet. Georg Bose holte sich den Mathematiker Leonhard Christoph Sturm, einen Geistesverwandten von Thomasius, als Berater, aber der Garten seines älteren Bruders, der sogenannte Großbosische, und der Apelsche überstrahlten seine Schöpfung. Der herrschende Geschmack verlangte strenge Linien. Selbst die Bäume mußten sich um der einheitlichen Gesamtwirkung willen Formveränderungen gefallen lassen. Das gleiche würdevolle Schönheitsbedürfnis spricht aus diesen Parkanlagen wie aus den Bürgerpalästen.

Eine lange Besetzungszeit während des Siebenjährigen Krieges zehrte an der Kraft des Bürgertums, aber der sich um den Wiederaufbau mühende Staat nahm nun die Kunst in seine Obhut. Gleich nach Friedensschluß erfolgt die Gründung einer Akademie. Ihr Hauptsitz war Dresden, aber zu den Städten, in denen weitere Stützpunkte einzurichten waren, gehörte das Wirtschaftszentrum Leipzig, und Adam Friedrich Oeser war es, der hierher berufen wurde.

Oeser war in der barockgesättigten Umgebung Wiens und Dresdens tätig gewesen, aber das große Pathos vergangener Kunst lag seiner Begabung nicht, und schon früh war ihm unter dem Einfluß des Bildhauers Raphael Donner der Wert beruhigterer Form aufgegangen. Mit großer Leichtigkeit bewegte er sich auf vielen Gebieten, zu Plastik und Kunstgewerbe zog es ihn nicht minder als zu Malerei und Graphik. An strenger Durcharbeitung freilich ließ er es fehlen. Wie man aber den Schaffenden einschätzt, größer war er als Anreger. Er hat in Dresden Winckelmann geholfen, die Losung des neuen Zeitalters zu finden, und in Leipzig hat er den jungen Goethe den gleichen Weg geführt. Goethe schrieb ihm nach dem Weggang von Leipzig, daß er ihn geradezu der Verzweiflung entrissen habe, indem er seiner „Liebe zu den Musen" aufhalf. Denn: „Lehre tut viel, aber Aufmunterung tut alles." Die gleiche Fähigkeit zu fesseln, die ihm den Freund der schönen Künste gewann, bewies er bei den Angehörigen technischer Berufe.

So war er der gegebene Leiter einer Anstalt, die der Geschmackserziehung der Gewerbe und zugleich der Ausbildung heimischen Künstlernachwuchses dienen sollte.

Im Akademieunterricht hat Oeser besonderen Wert auf die Bildhauerklasse gelegt. Das

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

anmutig bescheidene Gellertdenkmal, die gemeinsame Leistung Oesers und seines Meisterschülers Friedrich Samuel Schlegel, sollte 1774, am ersten Jahrzehnteinschnitt, von ihrer Arbeit vor der Öffentlichkeit Zeugnis ablegen. Weitere schlichte Bildwerke, zu denen die Büste der Trauernden für den Hofmeister Wergen gehört, verdeutlichen uns, was der Ästhetiker Sulzer meinte, der Spaziergänge durch Erinnerungsmale in „Schulen der Tugend" umgewandelt wissen wollte.

Noch günstiger lagen die Zeitumstände für das Gedeihen der Graphik. Bedeutende Verlage wie Weidmann, Breitkopf, Crusius bedurften der Illustratoren. In Johann Michael Stock hatte sich Breitkopf sogar einen Hauskünstler gesichert. Oeser veranlaßte die Berufung von Johann Friedrich Bause an die Akademie. Bause, der aus Augsburger Schule stammte, kam als fertiger Künstler über Halle nach Leipzig. Er hat ein gut Teil der Graffschen Porträts in seiner festen Strichführung wiedergegeben. Die Treffsicherheit seines größeren Vorgängers Martin Bernigeroth erreichte er freilich noch nicht, und als Klassizist blieb er dessen barocker Wucht fremd. Schmiegsamer und anziehender ist Christian Gottlieb Geyser, der ausgesprochenste Buchkünstler des Kreises, aus dem so entzückende Dinge wie die drei Oktavbände von C. F. Weißes „Kleinen lyrischen Gedichten" hervorgegangen sind.

Einige bekannte Porträtisten wie Haussmann und Calau gehörten noch der Innung an, ebenso der absonderliche Tiermaler Fassauer, der seine kleinen Ölbilder im Straßenhandel vertrieb. Zwischen Innung und Akademie gab es keine Brücke, das freie Künstlertum wollte von Zunftbindungen nichts mehr wissen. Zu den Auswärtigen stellten sich gute Beziehungen ein. Wenn Chodowiecki aus Berlin kam, war er ein gern gesehener Gast, und es war selbstverständlich, daß einem Könner wie Anton Graff, der sein Atelier in Dresden hatte, die meisten Leipziger Bildnisaufträge zufielen.

Über ein Menschenalter hatte Oeser an der Spitze der Akademie gestanden, als er am 18. März 1799 82jährig die Augen schloß. Eine stattliche Schülerschar konnte für seinen Lehrerfolg zeugen. Sie war keiner bestimmten Richtung oder Methode verschworen. Der Landschaftsmaler Christoph Nathe zählt zu ihr und der Vedutenzeichner Carl Benjamin Schwarz, der begabte Stecher Johann August Roßmäßler und C. G. H. Geißler, der Bilderchronist der Franzosenzeit; der Aquarellkopist Christian Friedrich Wiegand und der blicksichere Miniaturist Junge; außerdem Illustratoren wissenschaftlicher und unterhaltender Bücher, Theatermaler und Zeichendilettanten. Eine große Hoffnung der Akademie war Johann Samuel Bach, Johann Sebastians Enkel, der leider allzufrüh in Rom verstarb. In die Reihe führender Klassizisten sind unter allen nur Friedrich Heinrich Füger und Johann Christian Reinhart vorgedrungen.

Im Lehrverband der Akademie hat zeitweilig auch der bezeichnende Architekt des Leipziger Frühklassizismus, Johann Carl Friedrich Dauthe, gestanden. Als erster Träger des Titels Baudirektor, in dem sich die Anerkennung fachlicher Leistungen ausdrückt, hat er berufsgeschichtliche Bedeutung. Das Stadtbild verdankt ihm einige neue Züge. In der Absicht, zugleich der Arbeitsbeschaffung zu dienen, ließ die Familie Löhr im Notjahr 1770 durch ihn in der Nordvorstadt ein Haus errichten, und mit dem gerade in seiner Unaufdringlichkeit vornehmen Bau der Bürgerschule, den erst der Nachfolger fertigstellte, schloß seine Tätigkeit ab, wobei noch die ebenso kühne wie glückliche Verwendung der alten Südostbastion zu rühmen war. Gepriesen und umstritten

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

ist seine Umwandlung der spätgotischen Nikolaikirche in einen festlichen klassizistischen Innenraum gewesen; sie machte solchen Eindruck, daß Dauthe für die Einrichtung des Weimarer Schlosses in Betracht gezogen wurde, die schließlich dem Berliner Heinrich Gentz zufiel.
Die Hand des Gartenarchitekten Dauthe lassen noch heute die im englischen Stil gehaltenen Schwanenteichanlagen erkennen, während der abwechslungsreiche Löhrsche Park einem nüchternen Wohnviertel weichen mußte.
Am Abschluß steht eine bauarme Zeit. Einzelne vermögende Buchhändler haben größere Aufträge erteilt. Immanuel Breitkopfs Silberner Bär entstand in den Jahren 1765 auf 1766, aber es währte bis zur Jahrhundertwende, bis Crusius und Karl Tauchnitz dem Beispiel ihres großen Berufsgenossen folgten. Auch die Fortsetzer von Dauthes Werk, Kanne, Wagner, Siegel, hatten unter unruhigen Zeitläuften und erneuten Schwierigkeiten zu leiden. Siegel, der Theoretiker, ging nach Dresden. Er war der Lehrer Geutebrücks, Johann Gottlob Quandts und Woldemar Hermanns, die später im heimischen Kunstleben eine wichtige Rolle spielen sollten. Nach einer Skizze von Friedrich August Tischbein und unter Verwendung eines von Schadow herrührenden Porträtreliefs hat Kanne das edelgestaltete Denkmal des Bürgermeisters Müller ausgeführt, der für alle Kulturbestrebungen des Zeitalters so viel bedeutet hat.

Leipzigs wachsender Ruhm

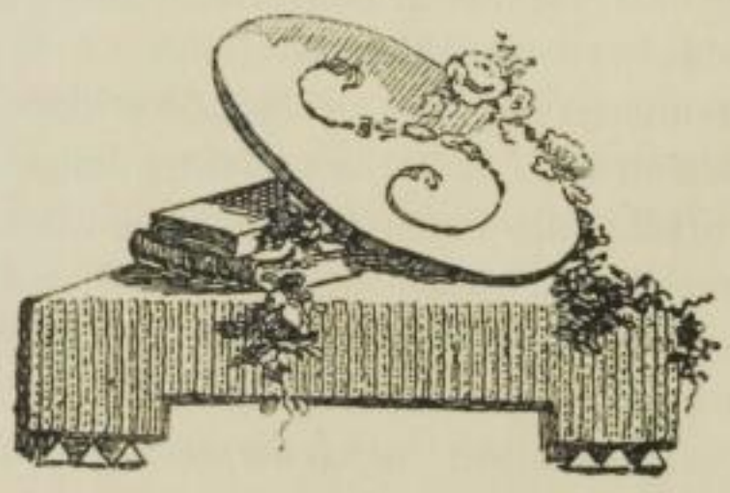
Wir fassen zusammen: Leipzig hatte ungewöhnliche Anziehungskraft gewonnen. Es war zeitweilig Mittelpunkt des literarischen Lebens in Deutschland; es war Sprungbrett für die deutsche Theaterreform; es zeichnete sich durch vorbildliche Bauwerke des Bürgerbarocks aus; auf seinem Boden entstanden Musikschöpfungen ohnegleichen.
Bildungsreisende, die in großer Zahl die Stadt besuchten — Studienbeflissene wie Männer von Welt —, kamen auf ihre Kosten. Sie lernten unübersehbare Bücherlager und wertvolle Sammlungen kennen; sie hörten Universitätslehrer, Kanzelredner und Konzerte und fanden Aufnahme in schöngeistigen Kreisen.
Kein Wunder, daß aus berufenem Munde Leipzigs Lob erklang.
Die Humanisten hatten damit begonnen. Sie verfaßten lange Gedichte und Abhandlungen zum Preis der Städte, die ihnen Gastrecht gewährten. Die „Lipsica" des Buschius ist ein bezeichnendes Leipziger Beispiel. Dann wurden kurze Prägungen beliebt; als Ehrennamen sollen sie von der Eigenart der auserkorenen Stadt weithin Kunde geben. Nach humanistischer Auffassung ließ sich kaum Schöneres von Leipzig aussagen, als wenn man es „Pleißathen" benannte, indem man es mit dem erlesensten Vorbild der Antike verglich. Seit etwa 1660 ist diese schmeichelhafte Bezeichnung für Leipzig nachzuweisen, ehe sie „Saalathen" (Jena) und „Spreeathen" (Berlin) zuteil geworden ist.
Um die gleiche Zeit kam Philyrene auf, ein Übersetzungsausdruck, der auf die ältere Deutung des Wortes Leipzig als Ort der Linden zurückgeht (φιλύρα = Linde). Die Promenadenanlagen des 18. Jahrhunderts gaben der Spielerei neuen Sinn, und seitdem ist der Ausdruck Lindenstadt besonders häufig verwandt worden.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Im Anschluß an eine bereits vorhandene Wendung pflegte der berühmte Jurist Benedikt Carpzov als sein Leipzig-Bekenntnis in die Stammbücher einzutragen: „Extra Lipsiam vivere est miserrime vivere" („Außerhalb Leipzigs leben, heißt ein recht erbärmliches Leben führen"), ein Ausspruch, der später noch die rundere Fassung erhielt: „Extra Lipsiam non est vita! Si est vita, non est ita!" („Außer Leipzig gibt's kein Leben. Kann man leben, dann so eben").
Sperontes hielt an Pleißathen fest und besang es in seiner schlagerhaften Art:

„Das angenehme Pleiß-Athen
Behält den Ruhm vor allen,
Auch allen zu gefallen,
Denn es ist wunderschön."

Dem Weltmann der Barockzeit gelten andere Maßstäbe. Nicht auf Athen, das er nie gesehen hat, auf Paris, in dem er leidlich zu Hause ist, richtet sich sein Blick, und das regsame Leipzig, das ihm so mannigfache Anregungen bot, verwandelt sich für ihn in Klein-Paris. 1768 taucht diese Bewertung der Stadt aus der Kavaliersperspektive auf, und 1790 erhielt sie durch Aufnahme in das Faustfragment kanonische Geltung. Gewiß mag Frosch, der den Ausspruch tut: „Mein Leipzig lob' ich mir! Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute", nicht gerade der würdigste Schiedsrichter sein, aber es lebt doch darin der Eindruck weiter, den Goethe in seinen Studienjahren von der Stadt gewonnen hatte, und verhindert eine ironische Deutung. Paris war für Goethe und sein Zeitalter noch „Hauptstadt der Welt", und, mochte er auch manche Äußerungen des Leipziger Geisteslebens später mißbilligen, die Freude an der „kleinen moralischen Republik", in der unglaublich viel „beisammen stickt" – wie er Ende 1782 an Frau von Stein schreibt –, ist ihm ungemindert geblieben.



SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

Verzeichnis der Abbildungen im Text

Ausschnitt aus der ältesten Leipziger Stadtansicht von 1547 21
Buchdruckerzeichen von Cunz Kachelofen 40
Buchdruckerzeichen von Melchior Lotter 45
Buchdruckerzeichen von Wolfg. Stöckel 51
1. Faustbild aus Auerbachs Keller 68
2. Faustbild aus Auerbachs Keller 69
Goethe-Vignette für Kätchen Schönkopf 106

Besitzer der Originale

Nationalgalerie, Berlin, Abb. 12; Lessing-Museum, Kamenz/Sa. Abb. 13; Karl-Marx-Universität, Leipzig, Abb. 5, 9, 21 (Original nicht mehr vorhanden); Pauliner Kirche, Leipzig, Abb. 3; Museum der bildenden Künste, Leipzig, Abb. 15, 20; Museum des Kunsthandwerks, Leipzig, Abb. 4; Stadtgeschichtliches Museum, Leipzig, Abb. 1, 2, 6–8, 10, 11, 14, 16–19, 22–25.

Fotonachweis

Steinert, Kamenz/Sa. Abb. 13; Kunsthistorisches Institut der Karl-Marx-Universität, Leipzig, Abb. 5, 9; VEB Bibliographisches Institut, Leipzig, (Bildarchiv), Abb. 12; H. Loew, Leipzig Abb. 1, 2, 3, 7, 20, 22; Prof. Widmann, Leipzig, Abb. 4, 11, 15.

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

4
N

Aus der Weiß-Antiqua gesetzt
gedruckt und gebunden
im VEB Offizin Andersen Nexö in Leipzig
III/18/38

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ

SLUB
Wir führen Wissen.
TECHNISCHE UNIVERSITÄT CHEMNITZ